Stadtanzeiger
für Castrop-Rauxel und Umgebung

62. Jahrg. Castroper Zeitung
Rauxeler Neueste Nachrichten
Bladenhorster Tageblatt

Der Stadtanzeiger erscheint wöchentlich 7mal. Wochenbezugspreis 50 Pfg. Postbestellpreis 2 RM. monatlich. Ersatzansprüche können bei Störungen im Erscheinen infolge höherer Gewalt, nicht gestellt werden. Druck und Verlag: Heinrich Schmitz in Castrop-Rauxel. Hauptschriftleiter, verantwortlich für den Textteil: Franz Josef Bruns in Castrop-Rauxel. Anzeigenleiter: Wilhelm Welter in Castrop-Rauxel. DA. 1. 36 1815. Sa.-Nr. 2151 Castrop.

Anzeigenpreis: 1 mm hoch und 22 mm breit 4 Pfg. Textanzeigen 1 mm hoch und 72 mm breit 25 Pfg. Nachlaß nach den vom R. d. D. W. herausgegebenen Richtlinien. Z. Zt. gilt Preisliste Nr. 2. Für Platzwünsche, auch für die durch Fernsprecher aufgegebenen, sowie für undeutlich geschriebene Aufträge wird keine Gewähr übernommen. Schluß der Anzeigen-Annahme 4 Uhr nachm. tags zuvor. Erfüllungsort u. Gerichtsstand Castrop-Rauxel.

Amtliches Veröffentlichungsblatt für den Landgerichtsbezirk Dortmund. Allgemeines Kreisblatt für den Stadtkreis Castrop-Rauxel.

Nr. 60 | Sonntag, den 1. März | 1936

Zwei Thesen und eine Idee

Edens Ablehnung der Einkreisung und Befürwortung der Kollektivität

NSK. Wir sehen schon ein, daß nicht nur das Leben der einzelnen Menschen, sondern auch die ihr Schicksal beherrschende Gestaltung der öffentlichen Dinge irgendwie von Grundsätzen geleitet oder beeinflußt sein muß. Warum sollte die große Politik auf Prinzipien verzichten, ohne die auch das Einzelleben nicht denkbar ist? Grundsätze pflegen ihren dialektischen Niederschlag in Thesen zu finden, die irgendwie programmatisch die höheren Ziele und die Wege zu ihnen weisen. Eine Außenpolitik kann nur dann zu Erfolgen führen, wenn sie bestimmte Grundsätze gewissermaßen zur Richtschnur hat. Sie beginnt aber zu erstarren, wenn diese Grundsätze entweder nur noch lebensfremde Schemen sind oder statt zur Klarheit zur Unklarheit und damit Unsicherheit führen.

Man wird der Londoner und Pariser Diplomatie leider nicht den Vorwurf ersparen können, daß sie in der Erfindung großer außenpolitischer Prinzipien ebenso begabt und reich wie in der Anwendung dieser Prinzipien je nach Lage der Dinge gewandt ist.

Theorie und Praxis sind von jeher zwei Erscheinungen gewesen, die nicht immer in Harmonie nebeneinander standen. In der großen Außenpolitik der Nachkriegszeit jedoch zeichneten sie sich in überwiegendem Maße durch eine Gegensätzlichkeit aus, die kaum noch überboten werden kann.

Hierfür bot die erste Rede, die Eden in seiner Eigenschaft als Außenminister vor dem englischen Unterhaus gehalten hat, einen leider lehrreichen Beitrag. Sowohl in der Debatte des eigenen Parlamentes wie auch in der Presse des eigenen Landes wurde eine Kritik lebendig, die mit Eindringlichkeit die Anfechtbarkeit der englischen Außenpolitik erörterte.

Eden selbst gibt zu, „daß man achtzehn Jahre nach Kriegsschluß den gleichen Fragen gegenüberstände, und zwar fürchterlich ähnlich in ihrem Charakter und in ihrer Bedeutung wie denen von 1914".

Es spricht sicherlich nicht für den Ruhm einer Diplomatie, wenn sie offiziell ein solches Eingeständnis ablegen muß, und es fragt sich, ob man wirklich schon ernstlich in der Kriegsgeneration den Schlüssel zu der „Weisheit" gefunden hat, „eine Wiederholung der Leiden, die sie (die Kriegsgeneration) ausgehalten habe, zu verhindern". Eden spricht in diesem Zusammenhang von der Mission Großbritanniens, das durch eine „volle und aktive Mitarbeit" zur Stabilisierung des Friedens beitragen müsse und eine „kollektive Sicherheit" am wirksamsten „nur durch die Maschinerie des Völkerbundes" schaffen könne.

Und hier beginnt Eden bereits mit der Selbstkritik, wenn er feststellt, daß „der Völkerbund nur ein Versuch sei, eine internationale Ordnung herzustellen".

Der verantwortliche gegenwärtige Chef der englischen Außenpolitik gibt also damit zu, daß der Völkerbund trotz seines achtzehnjährigen Bestehens noch nicht über das Stadium der „Versuche" hinausgekommen sei. Das ist eigentlich keine Empfehlung für Genf und keine Voraussetzung dafür, den Völkerbund in so entscheidenden Augenblicken wie der Gegenwart in den Sattel zu heben, um mit ihm alle Gefahren für die Sicherung des Weltfriedens niederzureiten.

Wir wagen zu bezweifeln, daß die beiden Bedingungen, die Eden dem Völkerbund zur Erfüllung seiner wahren großen Aufgabe stellt — Schaffung eines wahrhaften und mächtigen Kollektivsystems sowie Stärkung der militär-politischen Macht Englands —, die Genfer Politik auch nur einen spürbaren Schritt vorwärts bringen.

Freilich sprechen bei dieser Argumentation sehr stark innerpolitische Gründe mit. Es gilt, für die Aufrüstung Großbritanniens das notwendige Verständnis in der englischen Oeffentlichkeit zu erringen und dem Steuerzahler die Mehrausgaben für die Wehrmacht schmackhaft zu machen.

„Wenn man eine Abrüstung will, so ist das nur mit einer verstärkten Macht und Autorität des Völkerbundes zu erreichen. Und diese Macht und Autorität muß in beträchtlichem Umfang von der bewaffneten Stärke Großbritanniens abhängen."

Also durch Aufrüstung zur Abrüstung, so paradox es auch klingt. Die gegenwärtige Situation erfordert nach Eden eine solche Haltung. Es wird sogar der Versuch unternommen, rechnerisch nachzuweisen, „daß eine Wiederaufrüstung und Stärkung der kollektiven Sicherheit die billigste Form der Wiederaufrüstung, billiger als eine Wiederaufrüstung innerhalb des Vorkriegssystems der Allianzen und unendlich viel billiger als eine Wiederaufrüstung innerhalb einer Isolierung sei." Das mag im Rahmen einer weltfernen Theorie richtig und glaubhaft erscheinen, in der Praxis jedoch erregen derartige Betrachtungen ein gewisses Unbehagen.

Besonders dann, wenn außerdem der Versuch unternommen wird, bei einer Politik des Festhaltens am Völkerbund und der kollektiven Sicherheit klar zu unterscheiden „zwischen dieser Politik und der Einkreisung".

Im selben Atemzuge erklärt Eden, daß London „an einer Einkreisung keinen Anteil nehmen wolle".

Das berührt durchaus sympathisch. Und einige Organe der öffentlichen Weltmeinung haben denn auch gerade diesen Satz besonders unterstrichen und, wie die „Times", betont, „es sei höchste Zeit, von der negativen Friedenspolitik zu einer dynamischen Friedenspolitik überzugehen. Die kollektive Aktion müsse sich nunmehr mit konstruktiven Aufgaben befassen; denn es gebe keine Zukunft für den Völkerbund, wenn er lediglich als bewaffneter Beschützer des Status quo auftrete." Immerhin das Urteil eines regierungsoffiziellen und maßgebenden englischen Blattes, dem wir im Augenblick keinen entgegengesetzten Kommentar hinzuzufügen haben. Die „Morning Post" spricht sogar bei einer „genau so unübersichtlichen britischen Außenpolitik", wie sie seit dem Fallenlassen der Pariser Friedensvorschläge bestehe und stellt lediglich „Wiederholungen" der Aeußerungen der Vorgänger Edens fest.

Der „Daily Expreß" sieht in dem Völkerbund „nichts anderes als den Gerichtsvollzieher der Versailler Mächte".

Meinungen im eigenen Lager . . .

Es bleibt also von der Rede Edens nur die Alternative übrig: Kollektivität im Sinne einer Völkerbundspolitik, wie sie sich England denkt, oder Bündnispolitik, wie sie vor dem Weltkriege bestand und zur Katastrophe von 1914 führte. Das Foreign Office hat sich für das Kollektivprinzip entschieden und lehnt in seinem Rahmen den Gedanken einer Einkreisung ab. Hierzu gibt das „Echo de Paris" eine nicht abwegige Illustration, wenn es erklärt:

„In Wirklichkeit unterscheidet sich die Technik der kollektiven Sicherheit nicht mehr von der Technik der alten Bündnisse.

Die Neuerung ist nur, daß der Zweck der alten Bündnisse der Beurteilung der einzelnen Regierungen überlassen war, während er gegenwärtig durch die Völkerbundssatzungen bestimmt wird." Hier liegt das Ei des Columbus.

Selbst nach englischer Auffassung ist der Völkerbund, wie eben zitiert, „der Gerichtsvollzieher der Versailler Mächte". Deutschland hat schließlich aus diesem sehr richtigen und zwingenden Grunde Genf verlassen

weil der Völkerbund trotz der ihm von Wilson gegebenen Sendung nicht die Kraft besaß, der Souveränität und Gleichberechtigung der in ihm vereinten Staaten zu Achtung und Geltung zu verhelfen.

Nach der bisherigen Praxis der zwischen den sogenannten Siegermächten und ihren Trabanten geübten Politik der Kollektivität, die sich in den seltsamsten Pakten und Militärallianzen Luft macht und sich mit juristischer Spitzfindigkeit auf die Genfer Satzungen und damit die moderne Kollektivität bezieht, ist der Verdacht einer Einkreisungspolitik nicht mehr von der Hand zu weisen. Freilich ist England zwar nicht Vertragspartner der hier gemeinten zwischenstaatlichen Vereinbarungen, aber immerhin eine tonangebende Macht im Kreise der Genfer Nationen, die sich bisher jedenfalls nicht darum bemüht hat, einer praktisch entgegengesetzt angewandten Theorie der Kollektivität wirksam Widerstand entgegenzusetzen.

Die beiden Thesen Kollektivität und Nichteinkreisung sind nach Lage der Dinge nicht auf einen Nenner zu bringen und nicht dazu angetan, einer aufbauenden Friedensidee zu einer international-politischen Fundamentierung zu verhelfen, daß man tatsächlich von einer Entspannung der europäischen Lage sprechen könnte.

Solange sich hinter der These der Kollektivität nur eine bestimmten egoistischen Zwecken dienende Politik verbirgt, die praktisch im Gegensatz zur These der Nichteinkreisung steht, kann von Deutschland nicht ein Vertrauen erwartet werden, das einer Vogelstraußpolitik gleich käme. Einer idealen, aber darum auch noch in der irrationalen Welt geisternden Kollektivität wird man sicherlich die Fähigkeit zusprechen können, den verhängnisvollen Weg einer Einkreisungspolitik nicht zu beschreiten, aber hart im Raume stoßen sich die Dinge. Zwei noch so formvollendete Thesen vermögen einer Idee nicht zum Siege zu verhelfen, wenn sie an ihrem inneren Widerspruch kranken.

Dr. Walter Bastian.

Ein bewegtes Kolonialkapitel

Notwendige Erinnerungen an die Kongoakte

NSK. In den Erörterungen der internationalen Presse zur kolonialen Frage ist in letzter Zeit die Kongoakte und ihre Bedeutung für die politische Entwicklung in Afrika, insbesondere während des Weltkrieges und nach ihm, in den Vordergrund getreten. Die englische Presse vermeidet gern eine eingehendere Beschäftigung mit ihr, vermutlich aus dem Gefühl heraus,

daß dies zur Besprechung von Dingen führen könnte, über die man jenseits des Kanals gern den Mantel der Vergessenheit breiten möchte.

Diese Bedenken bestehen für uns in Deutschland nicht. Wir haben im Gegenteil alle Veranlassung, uns mit diesem aus dem Jahre 1885 stammenden internationalen Vertrag auch heute noch zu beschäftigen, weil ohne ihn unser Kampf um Wahrung unserer völkischen Ehre und Anerkennung unserer kolonialen Rechte eines gewichtigen Stützpfeilers entbehren würde. 15 Staaten, darunter Deutschland und die heutigen Kolonialmächte England, Frankreich, Belgien, Italien, Holland, Portugal haben diesen Vertrag geschlossen, geleitet nicht nur von freihändlerischen Bestrebungen, sondern auch aus dem Gedanken der „trusteeship", der sittlichen Verantwortung für das Wohl und Wehe der schwarzen Rasse, das heute Lord Lugard so gerne als englisches und persönliches Monopol und eigene Erfindung in Anspruch nehmen möchte.

Auf Mittel zur Hebung der sittlichen und materiellen Wohlfahrt der eingeborenen Völkerschaften bedacht, wie es in der Präambel zur Kongoakte heißt, versuchten die vertragschließenden Mächte zunächst das Uebergreifen jedes europäischen Krieges auf das Gebiet des sogenannten konventionellen Kongobeckens zu vermeiden. Zu diesem Zweck wurde

in der Kongoakte für alle im Bereiche des Kongobeckens gelegenen Besitzungen europäischer Mächte eine allgemeine Neutralitätserklärung vereinbart, weiter aber verpflichteten sich die Vertragschließenden, und das ist für die Beurteilung der Vorgänge bei Ausbruch des Weltkrieges wesentlich, im Falle der Verwicklung einer der beteiligten Mächte in einen europäischen Krieg, deren Besitzung im Bereich des Kongobeckens für die Kriegsdauer als neutral zu erklären und so zu behandeln. Für die Anwendung dieser Neutralitätsvereinbarung kam ganz Deutsch-Ostafrika und ein Drittel von Kamerun, dagegen nicht Deutsch-Südwestafrika in Betracht.

Wie stand es nun mit der Durchführung dieser im Bewußtsein der „trusteeship" für die schwarze Rasse freiwillig und feierlich übernommenen Neutralitätsverpflichtungen bei Ausbruch des großen Krieges 1914? Daß Deutschland mit Aussicht auf Erfolg einen Angriffskrieg auf die seinen afrikanischen Kolonien benachbarten viel stärkeren und weiter entwickelten Kolonialgebiete Nigeria, belgischer und französischer Kongo, sowie Britisch-Ostafrika hätte führen können, selbst wenn es die Absicht gehabt hätte, sich seiner in der Kongoakte übernommenen Verpflichtungen zu entledigen, war angesichts der die Stärke und Ausrüstung einer kleinen Polizeitruppe nicht übersteigenden Streitkräfte in unseren Kolonien ausgeschlossen, was auch unseren früheren Feinden wohl bekannt war. Wenn trotzdem grotesk anmutende propagandistische Versuche namentlich von englischer und belgischer Seite gemacht worden sind, um das Gegenteil zu beweisen, so mag allerdings das schlechte Gewissen zu diesen Notlügen viel beigetragen haben. Daneben aber schwebte offenbar

das sehr reale Ziel vor Augen, dem im Vertrag von Versailles diktierten Raub unserer Kolonien ein moralisches Mäntelchen umzuhängen.

Es ist daher gerade heute von entscheidender Bedeutung, daß die dunklen Machenschaften und der Mangel an fair play, die beim Bruch der Kongoakte 1914 obwalteten, auch jetzt wieder der Weltöffentlichkeit in die Erinnerung zurückgerufen werden. Ueber diese Machenschaften sind wir sehr deutlich unterrichtet durch einen Bericht des belgischen Gesandten in Paris, Baron Guillaume, datiert vom 16. August 1914, an den belgischen Außenminister. Aus diesem Bericht erfahren wir, daß England zunächst bestimmte Ansprüche geltend machen wollte und daß Frankreich den Teil des Kongo wiederzunehmen wünschte, den es infolge des Agadirzwischenfalles habe abtreten müssen. Beide Mächte waren der Ansicht, daß „ein Erfolg nicht schwer zu erreichen sein würde".

Sie waren ja über die Schwäche unserer lediglich Polizeizwecken dienenden Schutztruppen durchaus im Bilde, und sie brauchten den Erfolg, weil es ihnen, wie sich das französische Außenministerium ausdrückte, „darauf ankam, Deutschland überall da zu treffen, wo es nur immer zu erreichen sei".

Wie vertrauensselig, um nicht zu sagen naiv, demgegenüber die deutsche Regierung sich darauf verließ, daß nicht nur die für das Kongobecken übernommenen Neutralitätsbindungen allseitig respektiert werden würden, sondern daß überhaupt ein Krieg von Weißen auf afrikanischem Boden eine Ungeheuerlichkeit darstellen würde, beweist

das berühmte Telegramm des Reichskolonialamtes vom 2. August 1914 an die Gouverneure der deutschen afrikanischen Kolonien, daß diese außer Kriegsgefahr seien.

Unter diesen Umständen konnte der Versuch der deutschen Regierung, die Neutralisierung des Kongobeckens zu erreichen und den Krieg auf dem afrikanischen Kontinent zu verhüten, leider keinen Erfolg haben. Ihre dahingehenden Bemühungen wurden einfach dadurch vereitelt, daß die der amerikanischen Regierung übermittelten, die Neutralisierung der Kolonien des Kongobeckens betreffenden Noten über einen Monat von den alliierten Regierungen zurückgehalten und dann abgelehnt wurden.

Schon bevor dieser Notenwechsel stattfand, hatten die englischen Kreuzer am 8. August 1914 die offene und unverteidigte Stadt Dar-es-Salam in Deutsch-Ostafrika bombardiert.

Mit der Haltung der alliierten Regierungen in der Frage der Neutralisierung der zum Kongobecken gehörigen Kolonien stimmt auch genau überein die der deutschen Kolonie Südwestafrika gegenüber beobachtete Politik. Südwestafrika gehörte an sich nicht zu den kolonialen Gebieten, für die eine Neutralisierung bindend vereinbart war. Aber

die Mehrzahl der burischen Bevölkerung von Südafrika wollte keinerlei Angriffsmaßnahmen gegen die benachbarte deutsche Kolonie.

Trotzdem setzte die Regierung Smuts-Botha entsprechend der ausgegebenen Parole, Deutschland überall zu treffen, wo es zu erreichen sei, den Angriffskrieg gegen den Willen der burischen Bevölkerung durch. Zwei Daten sind hier für die geschichtlichen Zusammenhänge sehr aufschlußreich: Am 6. August 1914 erteilte der Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika der Schutztruppe den Befehl, ein Ueberschreiten der Unionsgrenze unter allen Umständen zu unterlassen, weil ein Vorstoß in die Union zwecklos und politisch verfehlt sei. Am Tage darauf, dem 7. August 1914, telegraphierte der englische Kolonialstaatssekretär an den Generalgouverneur der südafrikanischen Union:

„Falls Ihre Minister den Wunsch haben und sich imstande fühlen, einige Teile von Südwestafrika zu besetzen, so würden wir dies als einen großen und wichtigen Dienst für das Reich betrachten."

Kann es einen eindringlicheren und schlüssigeren Beweis dafür geben, wer in diesem für das Ansehen der weißen Rasse so verhängnisvollen Krieg auf afrikanischem Boden der Angreifer war? Das schlechte Gewissen der damaligen leitenden Minister in Südafrika zwang sie ja bekanntlich, sich „korrigierten" und falschen Kartenmaterials zu bedienen, um in ihrem Parlament den Glauben zu erwecken, daß die ersten Kampfhandlungen, die auf deutsch-südwestafrikanischem Boden sich abgespielt hatten, auf Unionsgebiet gewesen wären.

Alle diese Dinge könnten der Vergangenheit angehören. Wir Deutsche denken nicht gerne an sie zurück, weil sie die Erinnerung an eine Zeit heraufbeschwören, wo eine Welt voll Haß sich der niedrigsten Mittel bediente, um eine wirkungsvolle Kriegspropaganda gegen Deutschland zu betreiben.

Es bestünde auch keine Veranlassung, das Gedächtnis an sie wieder aufzufrischen, wenn nicht auch heute noch versucht würde, unseren Kampf um unser gutes Recht und um die Herausgabe der unter Bruch internationaler Bedingungen geraubten Kolonien mit ähnlichen Mitteln entgegenzutreten.

Was zum Beispiel soll man dazu sagen, daß noch vor wenigen Tagen Abgeordnete des englischen Parlaments sich nicht gescheut haben, der englischen Regierung zu empfehlen, in der Auseinandersetzung über die deutschen kolonialen Ansprüche wieder auf das berüchtigte Blaubuch der Union von Südafrika zurückzugreifen, das sich über die angeblich schlechte Behandlung der Eingeborenen Südwestafrikas auslieβ und als ein Machwerk unlauterster Kriegspropaganda vom südwestafrikanischen Landesrat und sogar von der Regierung der Union Südafrikas selber verleugnet worden ist? Glauben Lord Lugard und Mr. Amery ernstlich, daß ein solches Verhalten wie das jener Abgeordneten noch mit dem Gefühl von fair play auch im politischen Kampf zu vereinbaren ist und daß die Vertreter einer solchen politischen Moral sich besonders gut als Repräsentanten des Gedankens der „trusteeship" für die schwarze Rasse eignen?

„Theresienhof" in Goslar dem Führer geschenkt

Goslar. Sanitätsrat Dr. Gelhorn, der kürzlich starb, schenkte seine Nervenheilanstalt „Theresienhof" dem Führer Adolf Hitler. Dieser überwies das Sanatorium an die NSV Südhannover-Braunschweig.

Bei einer Besichtigung der Anstalt, die dieser Tage im Beisein der Gauamtsleiter der NSV Nordwestdeutschlands stattfand, wurde bekannt, daß in „Theresienhof" nach Vollendung des Umbaues viele kinderreiche Mütter mit ihren Kindern Erholung finden werden.

Frankreichs „Große Mauer“

Ergänzung durch eine zweite Linie

Paris. Kriegsminister General Maurin erstattete dem Kabinett Bericht über die französische Grenzverteidigung und erklärte, daß Frankreichs „Große Mauer“ der Verteidigung an der deutschen Grenze in unmittelbarer Zukunft durch ein ähnlich ausgedehntes System von Kasernen und Lazaretten ergänzt werden wird, in welchen starke Streitkräfte untergebracht werden können, Truppen, die dazu bestimmt wären, die erste Verteidigungslinie im Falle eines Angriffs zu besetzen. Auch die Arbeit hinter der Maginot-Linie an sich ergänzenden Werken, Errichtung von verborgenen Forts und Befestigungswerken, sei bereits im Gange: eine zweite Linie, die sich von den Vogesen nördlich bis an die belgische Grenze erstrecke.

Von Mülhausen über Colmar und Straßburg bis nach Metz, hinter einer doppelten Linie aus Stahl und Beton werden die notwendigen Unterkunftsmöglichkeiten errichtet.

Die ersten Bauten der „zweiten Linie“ seien im vergangenen Jahre von jenen Truppen errichtet worden, die drei Monate länger unter den Fahnen gehalten worden sind. In einzelnen Abschnitten seien Kasernen, Lazarette und Offizierswohnungen bereits vollendet, und zwar dank des Einsatzes dieser Truppen. In den übrigen Abschnitten werde die Arbeit sofort aufgenommen.

650 000 Dollar Amerika-Freigabe

Deutsche Bank gewinnt einen Prozeß vor dem Neuyorker Berufungsgericht

Berlin. Nach Meldungen aus Neuyork, die uns von zuständiger Seite in Berlin bestätigt werden, hat das amerikanische Bundesgericht einer Klage der Deutschen Bank und Discontogesellschaft auf Wiedererlangung des im Kriege beschlagnahmten Eigentums stattgegeben. Es handelt sich um Vermögenswerte in Höhe von 650 000 Dollar. Das Gericht hat die Verordnung, wonach die deutschen Ansprüche so lange außer Kraft gesetzt werden, bis Deutschland seine Verbindlichkeiten gegenüber USA. erfüllt habe, für verfassungswidrig erklärt.

Dieses Urteil hat grundsätzliche Bedeutung, denn es schweben noch andere Prozesse in der gleichen Angelegenheit. Allerdings handelt es sich um eine Entscheidung der zweiten Instanz. Hiergegen ist noch die Anrufung des Bundesgerichtes in Washington möglich. Man wird also abwarten müssen, ob hiervon Gebrauch gemacht wird oder das Urteil Rechtskraft erlangt. Im letzteren Falle würde nunmehr die Deutsche Bank das Verfügungsrecht über die Vermögenswerte wiedererlangen.

Große Beteiligung am Heidelberger Universitätsjubiläum

Heidelberg. Bisher haben ihre Teilnahme an den Feiern zum 550jährigen Bestehen der Universität Heidelberg zugesagt: Reichsinnenminister Dr. Frick, Reichsminister Freiherr von Neurath, Reichsarbeitsminister Seldte, Reichswirtschaftsminister Dr. Schacht, die Reichsstatthalter und Gauleiter Wagner, Sprenger und Mutschmann, Stabschef der SA., Lutze, Reichsführer der SS., Himmler, Reichsärteführer Dr. Wagner, Führer des Dozentenbundes Prof. Dr. Schultze, Präsident der Reichstheaterkammer Dr. Schlösser. Ausländische Gäste sind: Dr. Shurmann, amerikanischer Botschafter a. D., Columbia-Universität Neuyork, Western Reserve University Cleveland, USA. Vassar College Neuyork, Cornell University Neuyork, Universität Alberta, Edmonton (Kanada), Universität Dublin (Irland), Universität Pretoria (Südafrika), Universität Stockholm, Königlich Schwedische Akademie in Stockholm, Königliche Akademie Brüssel, Universität Gent, Institut de France in Paris, Academie des Inscriptions et Belles Lettres in Paris, Akademie für Kunst und Wissenschaft in Utrecht, die Universitäten Genf und Bern, Universität Wien, Technische Hochschule und Universität Sofia.

Reisemark — kein neues „Geld“

In dem in diesen Tagen abgeschlossenen Stillhalteabkommen, das im wesentlichen die bisherige Regelung unserer kurzfristigen Auslandsverschuldung um ein weiteres Jahr verlängert, wurde eine besondere „Reisemark“ geschaffen. Es handelt sich dabei nicht etwa — wie anscheinend verschiedentlich angenommen wurde — um ein neues deutsches „Geld“, sondern es ist lediglich die besondere kontenmäßige Ausgliederung von Registermark zu dem Zweck, aus dem Ausland kommenden Personen die Mittel für die Reisen in Deutschland leichter zur Verfügung zu stellen. Es haben bisher schon ausländische Banken, die kurzfristige Forderungen an Deutschland haben, ihren Kunden für Reisen in Deutschland Registermark zur Verfügung gestellt. Damit waren aber gewisse Schwierigkeiten verbunden, die nun mit der Abzweigung der Reisemark-Konten von den Registermark-Konten behoben werden sollen. Wenn man berücksichtigt, daß im verflossenen Jahre, etwa 300 Millionen Registermark für Reisezwecke zur Verfügung gestellt wurden, kann man sich eine Vorstellung von der Bedeutung der Neuregelung machen, zumal durch die Olympiade der vorjährige Betrag sicher noch höher sein wird.

Deutschland hätte bestimmt einen größeren Vorteil davon, wenn es von den ausländischen Reisenden die reinen Devisen hereinnehmen würde. Wir könnten unseren kleinen Devisenvorrat dadurch nicht unbeträchtlich auffüllen. Die Bereitstellung von Mitteln aus der Stillhalteverschuldung zeigt aber, wie sehr Deutschland als ehrlicher Kaufmann bemüht ist, seinen Verpflichtungen dem Ausland gegenüber nachzukommen. Die Summe, die 1931 beim ersten Stillhalteabkommen gestundet wurde, betrug 6,3 Milliarden RM. Sie ist bis jetzt auf 1,4 Milliarden gesunken und wird in einem weiteren Jahre die Milliardengrenze unterschreiten.

Jugendarrest als Erziehungsmaßnahme

Vorschläge für das neue Jugendstrafrecht

Für die Neuregelung des Jugendstrafrechts macht Professor Dr. Schaffstein (Kiel) im Zentralorgan des Bundes nationalsozialistischer deutscher Juristen „Deutsches Recht“ den Vorschlag, den gesamten bisher im Jugendgerichtsgesetz und im Jugendwohlfahrtgesetz enthaltenen Stoff in einem einheitlichen neuen Jugendgesetz zusammen zu fassen. Bei der Gestaltung des Jugendstrafrechts im einzelnen geht er davon aus, daß die neuen Strafen nur für zwei Kategorien von jugendlichen Tätern zu fordern sei, nämlich für ungewöhnlich schwere Verbrechen und für die hoffnungslosen Kriminellen, bei denen trotz des jugendlichen Alters ein eingewurzelter Hang zum Verbrechertum erkennbar ist. In allen anderen Fällen aber sollte man den Mut aufbringen, sich schon von gesetzeswegen auf Erziehungsmaßregeln zu beschränken. Soweit danach auch für die Zukunft kurze abschreckende Freiheitsentziehungen als zweckmäßig und nützlich anzuerkennen seien, sollte man sie nicht als feste Kriminalstrafe, sondern in der Form des Jugendarrestes als neue Erziehungsmaßregel zulassen. Die Einführung und Ausgestaltung des Jugendarrestes als einer nur dem Jugendstrafrecht eigenen kurzen aber harten Erziehungsstrafe sei von größter Bedeutung und bedürfe besonderer Beachtung. Wenn man sich somit in zahlreichen Fällen auf Erziehungsmaßregeln beschränken würde, so solle man auch ihre Anordnung demjenigen überlassen, der allein zur vollen Uebersicht der Verhältnisse und der Persönlichkeit des Jugendlichen imstande sei, dem Vormundschaftsrichter. Dieser würde die Schuld des Jugendlichen an der Tat, darüber hinaus aber alle für seine Erziehung wesentlichen Umstände in einem nach den Grundsätzen der freiwilligen Gerichtsbarkeit durchzuführenden zwang- und formlosen Verfahren zu erforschen und demgemäß zu entscheiden haben. Wenn er eine kriminelle Strafe für notwendig halte, habe er die Möglichkeit, die Sache an die Staatsanwaltschaft zur Anklageerhebung vor dem Jugendgericht zurückzugeben. Dabei sei zu fordern, daß mit der Behandlung von Jugendstrafsachen künftig noch strenger als bisher nur besondere Jugendstaatsanwälte betraut werden, die in ständiger und engster Fühlung mit den anderen Erziehungsstellen stehen müßten.

95 Prozent der deutschen Lehrpersonen im NSLB.

Auf einer Führertagung des NS.-Lehrerbundes wurde berichtet, daß 95 v. H der deutschen Erzieher und Erzieherinnen Mitglieder des Bundes seien. Es ständen nur Teile der Philologenschaft abseits. Aus Ostpreußen wurde mitgeteilt, daß jeder zwölfte Lehrer vor der Machtübernahme zur Partei gehört habe, heute jeder vierte. In Pommern seien andererseits 50 v. H der Philologenschaft nicht Mitglied des NS.-Lehrerbundes.

Dr. Ley Bauer geworden

Durch den Ankauf des Gutes Rottland ist, wie die „Köln. Ztg.“ meldet, Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley Bauer in der Gemeinde Waldbröl geworden.

„Erbhofbauer“ oder „Bauer“?

Die Landesbauernschaft Braunschweig nimmt in einer Veröffentlichung gegen die Bezeichnung „Erbhofbauer“ Stellung.

„Das Erbhofgesetz“, so heißt es darin, „sagt aber ganz klar: Nur der Eigentümer eines Erbhofes heißt Bauer. Der Eigentümer oder Besitzer anderen land- und forstwirtschaftlich genutzten Grundeigentums heißt Landwirt.“ Das Gesetz kennt also nur die Bezeichnungen „Bauer“ und „Landwirt“. Das Recht, sich „Bauer“ zu nennen, hat kein anderer als der Eigentümer eines Erbhofes. Die Bezeichnung „Bauer“ und der Besitz eines Erbhofes bedingen sich gegenseitig. Wenn jemand von einem „Erbhofbauern“ spricht, so ist das — um ein krasses Beispiel zu wählen — genau so unsinnig, als wenn man von einem „weißen Schimmel“ spräche. Also: Fort mit dem „Erbhofbauern“, der Ausdruck „Bauer“ ist eindeutig und wichtig.“

Kirchenaustritte in Hamburg

Die Kirchenaustritte in Hamburg, deren Zahl schon 1934 die Zahl der Eintritte übertroffen hatte, haben 1935 weiter zugenommen. Ausgetreten sind 1935 3495, wieder eingetreten nur 1969 Personen. Den Hauptanteil sowohl beim Austritt wie beim Eintritt tragen nach der Statistik die 20- bis 30jährigen. Der Anteil der Ledigen beträgt 40 v. H. beim Wiedereintritt nur 29 v. H. Die Ursachen dieser Austrittsbewegungen dürften nach der „Hamburger Kirchenzeitung“ weniger in materiellen Rücksichten als in geistigen Auseinandersetzungen mit den Fragen der Zeit zu suchen sein, wobei auch der Kirchenstreit und die Tätigkeit der deutschgläubigen Richtungen eine Rolle spielt.

In anderen Gegenden des Reiches übertraf, im Gegensatz zu Hamburg, durchweg die Zahl der Eintritte die der Austritte.

Ein Denkmal aus der Zeit deutscher Schmach gesprengt

Auf dem Weimarer Friedhof wurde das Grabmal der Märzgefallenen vom Jahre 1920 gesprengt. Das massige unschöne Grabdenkmal erregte seit langem das Mißfallen der Weimarer Bevölkerung.

Krieger gegen Krieg

Unter dieser Ueberschrift entwickelt Generalleutnant a. D. von Metzsch im „Berliner Tageblatt“ (Nr. 82) hochinteressante Gedankengänge über den Zukunftskrieg.

Er meint, wenn die Generalstabschefs der Großmächte sich zusammentäten, wäre die Welt auf lange Sicht gegen den Krieg gefeit. Wörtlich heißt es dann: Führende Soldaten der Sowjetunion verfolgen die militärische Einschaltung Rußlands in die europäischen Spannungen mindestens mit geteilten Gefühlen. Auch in anderen, nichtdeutschen Ländern erhält bekanntlich der Popanz der deutschen Gefahr von den vernünftigen Soldaten am wenigsten Nahrung. Sie alle, ohne Ausnahme, sind gegen Krieg, und von Deutschland her droht, wie jeder, der sehen will, sehen kann, keiner. Verantwortungsbewußte und volksverbundene Soldaten sind gegen den Krieg, und bestimmt ist in der heutigen Zeit, die noch immer im Schatten des Weltkrieges liegt, der Friede bei Soldaten in den besten Händen.

Schildbürgerstreich

Nach einem Bericht der „NSZ-Rheinfront“ haben „Deutsche“ versucht, die mächtigen Sperrschranken, die nun überall an der Lautergrenze bis zum Rhein an den Uebergängen nach Elsaß auf französischem Boden errichtet werden, zu beseitigen. Wie ein französischer Zollwächter beobachtet hatte, war an der Tannerbrücke im Kanton Weißenburg ein Auto vorgefahren, in dem sich vier Insassen mit Schweißapparaten befanden, die sofort daran gingen, die fest in Beton eingelassenen Schrankenträger mit dem Schweißapparat abzusägen. Der Zollwächter, der deutlich gehört hatte, daß die Arbeitenden „hochdeutsch“ miteinander geredet hatten, eilte nach Lembach, um Verstärkungen herbeizuholen und das Vorkommnis den höheren Dienststellen zu melden. In Lembach wurde die Gendarmeriehauptstation von Weißenbach verständigt, der Gendarmerieleutnant wiederum meldete die Vorgänge dem Unterpräfekten, der sofort Abteilungen von Gendarmerie und Garde mobile nach Lembach abordnete. Inzwischen waren die Verdächtigen unter Mitnahme der Schranke verschwunden. Der Unterpräfekt verlangte strengste Untersuchung der Vorkommnisse und ordnete an, daß die beiden an Ort und Stelle entsandten Abteilungen sich im Hinterhalt des Waldes auf die Lauer legen sollten. Die Abteilungen, mit Karabinern ausgerüstet, lagen nahezu 48 Stunden auf der Lauer, bis der verdächtige Kraftwagen wieder erschien. Die vier Männer fingen an, Eisenteile von ihrem Kraftwagen, der ein lothringisches Kennzeichen trug, abzuladen. Im Laufschritt umzingelten die Gendarmen die „hochdeutsch sprechenden Attentäter“. Es waren — Arbeiter einer Firma aus französisch Saargemünd, die mit der Errichtung dieser Schlagbäume beauftragt ist. Die Zollschranke an der Tannerbrücke hatte man an die falsche Stelle gesetzt. Die vier verdächtigen Arbeiter, die als Saargemünder der deutschen Sprache treu geblieben sind, waren beauftragt, die Schranke an den richtigen Platz zu versetzen. An der Grenze ist der Schildbürgerstreich der französischen Grenzbesatzung rasch bekannt geworden.



Dein Opferwille entscheidet

Strenger Schutz der sozialen Ehre

Die soziale Ehrengerichtsbarkeit im Jahre 1935

Zu Beginn des vergangenen Jahres wurde erstmalig nach dem Inkrafttreten des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit eine kurze Uebersicht über die Tätigkeit der sozialen Ehrengerichte gegeben. Man wies damals darauf hin, daß die Vorschriften zum Schutz der sozialen Ehre vorerst mit einer gewissen Vorsicht anzuwenden seien, da sich Betriebsführer und Gefolgschaft erst einmal mit dem Gedanken des neuen Sozialrechtes vertraut machen sollten.

Diese Zurückhaltung war jedoch im Jahre 1935 nicht mehr angebracht.

Durch die unermüdliche Aufklärungs- und Erziehungsarbeit der Partei und des Staates, der Treuhänder der Arbeit und der Deutschen Arbeitsfront, mußte jedem Führer des Betriebes und jedem Gefolgschaftsangehörigen klar geworden sein, was das Gesetz von ihm als Mitglied einer Betriebsgemeinschaft verlangt. Die Vorschriften zum Schutz der sozialen Ehre konnten deshalb im zweiten Jahre nach der Verkündigung des Gesetzes zur Ordnung der Nationalen Arbeit strenger gehandhabt werden. So ist es erklärlich, daß die Anträge auf Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens im vergangenen Jahre stark stiegen. Waren es im Jahre 1934 insgesamt 65, so betrug diese Zahl nunmehr 204.

Auch im Jahre 1935 richtete sich die Mehrzahl der Verfahren gegen Betriebsführer (164 Fälle).

Im übrigen mußten gegen 8 Stellvertreter 33 Aufsichtspersonen und 18 sonstige Gefolgschaftsangehörige Verfahren beantragt werden.

Die betroffenen Betriebe sind in erster Linie Fabrikbetriebe (57); aber auch landwirtschaftliche Betriebe (45); handwerkliche Betriebe (28); Handelsunternehmungen (20); Hotel- und Gastwirtsbetriebe (17) sind in größerem Umfange beteiligt.

Die Anträge der Treuhänder wurden überwiegend wegen Verstoßes gegen Ziffer 1 des § 36 gestellt.

So wurden die Ausnutzung der Arbeitskraft in 34, die Kränkung der Ehre in 95 und beide Tatbestände zusammen in 41 Fällen zum Gegenstand der Anklage gemacht. In 39 Fällen richtete sich das unsoziale Verhalten gegen Lehrlinge.

Neben diesen wichtigen Tatbeständen der Ziffer 1 treten die übrigen zurück. Immerhin wurde wegen Gefährdung des Arbeitsfriedens in fünf Fällen, wegen unzulässiger Eingriffe von Vertrauensmännern in die Betriebsführung in einem Fall, wegen Störung des Gemeinschaftsgeistes in sechs und wegen dieses letzten Verstoßes in Verbindung mit böswilliger Verhetzung in zwei Fällen Antrag auf Einleitung eines Verfahrens gestellt. Ein Verstoß gegen die Ziffer 3 des § 36 bildetete zwanzigmal den Gegenstand der Anklage: es handelt sich hier u. a. siebenmal um Zuwiderhandlungen gegen schriftliche Anordnungen des Treuhänders in Beziehung auf die Betriebsordnung, dreimal in Beziehung auf die Tarifordnung und einmal in Beziehung auf den Vertrauensrat. Ein Verfahren wegen Verstoßes gegen Ziffer 4 des § 36 ist noch nicht eingeleitet worden.

Von den im abgelaufenen Jahre beantragten 204 Verfahren haben bisher 162 ihre Erledigung gefunden.

Berufung wurde in 28 Fällen eingelegt. Dreimal führte sie zu einer Verschärfung, fünfmal zu einer Herabsetzung der Strafe, während in drei Fällen das Urteil der ersten Instanz bestätigt werden konnte. In weiteren drei Fällen erfolgt Zurücknahme der Berufung. Die übrigen Berufungsverfahren sind noch nicht abgeschlossen.

In den Entscheidungen wurde überwiegend auf eine Geldstrafe (76) erkannt.

Einundzwanzigmal wurde ein Verweis, dreizehnmal eine Warnung erteilt, neunmal lautete die Entscheidung auf Aberkennung der Befähigung, Führer des Betriebes zu sein und einmal wurde auf Entfernung vom bisherigen Arbeitsplatz erkannt. In acht Fällen erfolgte Freispruch.

Fragen der Schule

„Das Einmaleins darf nicht vergessen werden“

Der Hauptamtsleiter des Amtes für Erzieher in der NSDAP., Gauleiter Wächtler, sprach in Braunschweig auf einer Gautagung des NS.-Lehrerbundes über Schulfragen. Ausgehend von der Forderung, daß die deutsche Schule in erster Linie eine Erziehungsanstalt sein müsse, betonte er, daß sie daneben auch Lernschule im guten Sinne sein solle. Charakterbildung sei notwendig, aber es dürfe darüber nie und nimmer das Einmaleins vergessen werden. Unter stürmischer Zustimmung erklärte Wächtler, es solle ihm kein Lehrer kommen, der seine schlechten pädagogischen Leistungen mit der Feststellung entschuldigen wolle, daß er eben eine vorbildliche Charakterschulung betreibe und seine Schüler zu guten Nationalsozialisten erziehe. Ein solcher Erzieher leiste der Bewegung und dem Volke den schlechtesten Dienst, den man sich denken könne; denn es sei sinnlos, wenn die Schüler über weltanschaulicher Erziehung das Lesen und Schreiben vergäßen. Wir wollten und brauchten an unseren Schulen die gediegene, sorgfältige und lückenlose Bildung unserer Jugend.

Gauleiter Wächtler forderte dann, daß der Erzieher auch in seinem privaten Leben Vorbild seiner Schüler sei, denn Lesen und Schreiben könne der Schüler auch von einem Manne mit umstrittenem Charakterbild lernen, die Erziehung zum anständigen Kerl aber könne nur ein anständiger Mensch leisten. Wächtler schilderte in diesem Zusammenhang einen Fall, der sich in einer Unterlerkunda ereignet habe. Dort sei eines Tages ein Junge aufgestanden und habe im Namen aller seiner Kameraden dem erstaunten Lehrer erklärt, daß die gesamte Klasse ihm kein Vertrauen mehr entgegenbringen könne. Auf die Frage, wieso und warum habe der Junge festgestellt, daß dieser Lehrer, der täglich in schönen Worten den Schülern die Gefahr des Judentums schildere, von einem der Schüler gesehen worden sei, als er in einem jüdischen Geschäft eingekauft habe. Der betreffende Schüler sei wegen seiner Disziplinlosigkeit energisch zurechtgewiesen worden, ihm sei aber auch gesagt worden, daß in diesem Falle das Vertrauen der Schüler zu ihrem Lehrer in der Tat habe verloren geben müssen. Genau so sei es, wenn ein Lehrer den Schülern schöne Reden halte über die Wichtigkeit des Bauernstandes, wenn er täglich den Kindern mit vaterländischem Pathos zurufe: „Eßt deutsches Obst“; und in der Pause sich von einer Schülerin aus einem Geschäft Bananen holen lasse. Der Erzieher von heute könne von seinen Schülern nicht verlangen, was er nicht selbst zu tun bereit sei.

Zur Schulreform äußerte sich der Reichsfachschaftsleiter für die Mittelschulen im NS.-Lehrerbund, Rektor Nicolaus Maaßen, in der Zeitschrift „Landgemeinde“. Jedes bildungsfähige und bildungswürdige Kind, so sagt er u. a., soll künftig seine Schulbildung gegebenenfalls bis zur Vollreife in einem ländlich gearteten, schollengebundenen Schulwesen erhalten können. Aus dieser Forderung ergibt sich die Bedeutung der ländlichen Mittelschule als einem schulischen Bollwerk gegen die rasseerstörende Bildungsübersteigerung und als schulisches Stauwerk gegen die rasseverzehrende Ueberflutung der höheren Schule. Eine Verlagerung der Bildungsmöglichkeiten von der Groß- und Mittelstadt auf das Land und in die Kleinstadt und eine völlige Einschaltung des ländlich-kleinstädtischen Bildungswesens in den Gesamtrahmen der völkischen Bildungsverfassung wird erstrebt. Wie der Landflucht, so soll der Schulflucht vom Lande entgegengearbeitet werden.



Illustrierte Sonntagspost

Die Winterschläfer erwachen . . .

Sobald das „Zizibé" der Kohlmeise fast pausenlos erschallt, die Parkamsel halbvergessene Strophen übt, der Finkenschlag im jubelnden Staktato endet der Star übermütig kauderwelscht, dann weiß man, daß der Kampf des Vorfrühlings mit dem endenden Winter begonnen hat. Auf dem Kalender steht jetzt März, und schon werden die ersten heimlichen Wunder fällig, welche die Natur unabänderlich beglückend zu verschenken hat. Und weil sie es offenbar gut mit uns meint, lockt sie Geschöpfe, die uns den kommenden Lenz ankündigen, aus ihren Winterverstecken hervor.

Heute ist es ein Zitronenfalter, der über schüchtern aufbrechende Krokusköpfchen im Vorstadtgarten gaukelt, morgen der buntscheckige Distelfalter oder ein Pfauenauge. Manch hauchzarter Netzflügler, wie etwa die Florfliege mit fein gegittertem Flügelpaar, vervollständigt den duftfarbenen Elfenreigen. Volkstümlich sind diese „Vorboten des Frühlings" allzumal. Wir freuen uns über ihr Erscheinen und lassen es in der Regel dabei bewenden. Wir fragen aber selten nach möglichen Gesetzmäßigkeiten. Wir vergessen, mit kundigem Blick den Werkstätten der Natur zu begegnen, und bringen uns damit um den köstlichsten Teil des Naturerlebens.

Haben doch diese scheinbar verfrühten Falter zumeist nur noch eine einzige Lebensaufgabe zu erfüllen, nämlich Eier an bestimmten Orten abzulegen, die den späterhin entschlüpfenden Räupchen zuträglich sind. Ein warmer Vorfrühlingsmittag genügt hierzu, und ist durch die Eiablage die Erhaltung der Art gesichert, dann mag kommen, was da will. Es ist Schmetterlingslos, nach längerem Entwicklungsgang über Raupe und Puppe hinweg im schließlich erreichten Zustand eines prachtschönen Falters raschestens von der Bühne des Lebens abzutreten. Das farbenfrohe Getändel über Nektar und Blütenduft ist meistens nur kurz. Unsere überwinterten Falter stellen schon Ausnahmen dar. Aeltere, im späten Sommer der Puppe entschlüpfte Weibchen sind's, die über genügende „Kältefestigkeit" verfügten, um in Rindenspalten und allerlei sonstigen Schlupfwinkeln verborgen die kalte Jahreszeit zu überstehen. Eine Eiablage im Frühherbst hätte unter Umständen die ganze Nachkommenschaft in Frage gestellt, weil es in der Folge am nötigen Futter für die Raupen fehlte.

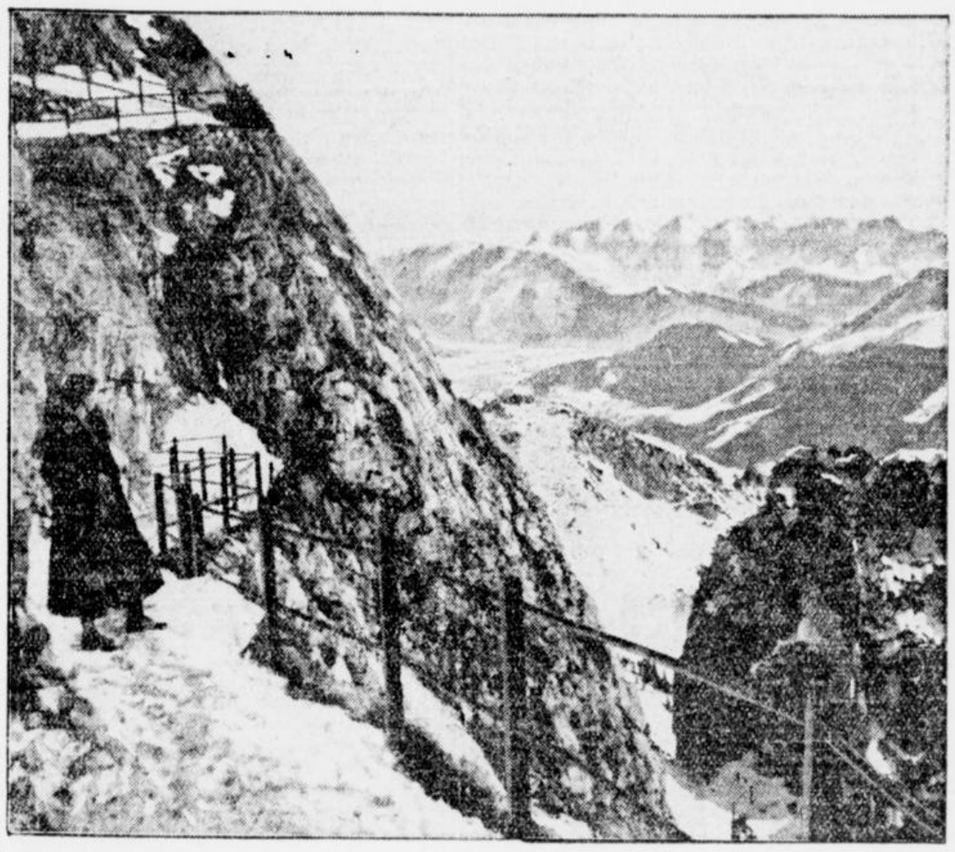
So deckt der überlegene Mensch sinnvolle Zusammenhänge des Naturgeschehens auf, findet aber gleichwohl heraus, daß die Natur auf sehr verschiedenen Wegen Schicksale des Lebens mit dem jeweiligen Endziel der Arterhaltung meistert. Auch Raupen gibt's, die, unter Laub und Moos verkrochen, bereits an lauen Märztagen aus der sogenannten Kältestarre erwachen, die im noch unausgewachsenen Zustand überwintern und die im zeitigen Frühjahr erst die Zeit für gekommen erachten, sich ein festes Ränzchen vor der Verpuppung anzumästen. Beim Kiefernspinner und der Grasglucke ist's der Fall. Beim Brombeerspinner und bei vielen Eulenschmetterlingen ist es wieder anders. Deren Raupen sind im Spätherbst schon vollkommen ausgewachsen und könnten sich allenfalls verpuppen, da ein winterliches Durchhalten im Puppenzustand weit zweckmäßiger und gefahrloser erscheint; statt dessen begegnet man überwinterten Spinnerraupen schon überaus zeitig im Jahr und sieht sie schwerfällig über fahle und mitunter noch vom Schnee bekrustete Grasnarben des Vorjahres kriechen. Sie halten keineswegs nach Nahrungsbrocken Umschau, sondern sind lediglich darauf bedacht, eine zur Verpuppung geeignete Oertlichkeit zu entdecken.

Warum dieses wenig zweckmäßig anmutende Abspiel im Lebenskreis eines Insekts? Der Naturforscher stellt diese Frage mit Recht, zumal ihm längst geläufig ist, daß der Puppenzustand im Grunde ein nach und nach erworbenes Hilfsmittel der Insekten ist, im Kampf ums Dasein zu bestehen und insonderheit dem Jahreszeitenwechsel unserer Breiten gewachsen zu sein. Da es nun Schmetterlingsarten gibt, die nicht als Puppe überwintern, so handelt es sich hier offenbar um Formen, die den Verhältnissen unserer Breiten noch nicht völlig angepaßt erscheinen, die erst auf dem Wege sind, sich in Harmonie mit der Umwelt zu setzen. Dieser naturgesetzlich verbürgte Zustand kann immer nur schrittweise erreicht werden, und es hinken all die Lebewesen nach, die erst nach dem völlig ausgebildeten Zustand einer winterlichen Jahreszeit in unsere Lande gelangten und hier neuen Lebensraum suchten!

Unter all den Hilfsmitteln nun, deren sich bestimmte Tierarten bedienen, um über klimatisch ungünstige Verhältnisse hinwegzukommen, spielt der Winterschlaf eine hervorragende Rolle. Unzählige Insekten stehen unserem Falterbeispiel zur Seite, Kriechtiere und Lurche verharren sozusagen scheintot an wettergeschützten Orten, Schnecken ziehen sich in ihre Gehäuse zurück und dichten es mit einem Deckel ab, Schildkröten, Igel, Haselmaus und Siebenschläfer verharren monatelang schier unbeweglich, indessen höhere Säugetiere (Bär, Dachs und Fledermaus) nur mit Unterbrechungen schlafen. Ein regelrechtes Einfrieren würde unbedingt ihren Tod bedeuten, und die Forschung hat geradezu „Wecktemperaturen" festgestellt, was heißen will, daß zu starke Kälte ein Tier in den Wachzustand zurückruft, so daß es durch entsprechende Bewegungen den Stoffwechsel beschleunigen und sich vor dem Erfrieren schützen kann. Nahrungsaufnahme ist nicht unbedingt notwendig, da sich unsere Winterschläfer allenthalben tüchtig mästeten und von reichlich aufgespeicherten Fettvorräten zu zehren vermögen. Viele nieder organisierte Tierarten sind dagegen geradezu kältefest. Man fand glashart gewordene Schmetterlinge auf und sah sie bei langsamem Auftauen wieder lebendig werden.

Es ist nun wundersam festzustellen, daß all diese erst allmählich erworbenen Anpassungserscheinungen des Lebens im Organismus vielfach schon erblich angedeutet sind, daß — mit anderen Worten — der beherrschende Mechanismus der Stundenuhr, die den Winterschlaf regelt, mit jedem Tier schon geboren wird! Wissen wir doch, es sind bestimmte Körperdrüsen, deren verminderte, gesteigerte oder sich gegenseitig beeinflussende Tätigkeit mit regelmäßiger Pünktlichkeit noch in jedem Jahr das Schlafbedürfnis automatisch zeitigt und später wieder aufhebt, gleichviel, ob ein besonders warmer oder kühler Herbst im Lande steht oder ein milder Winter zu erwarten ist.

Unendlich viel Forscherfleiß ist auf diese Dinge schon verwendet worden, und doch stehen wir noch lange nicht am Ende unserer Erkenntnis. Wir wissen auch, daß der Monat März die meisten Schläfer weckt, der Grasfrosch schon Hochzeit feiert, der Kammolch folgt, daß es hinter tausend Spalten und Verstecken wieder plötzlich lebendig wird und daß die nur zeitweisen Schläfer allesamt munter sind. Sie spotten noch mancher Unbill des Wetters, weil ihr Instinkt die Fährte des Frühlings wittert. Hans Wolfgang Behm.



Der letzte Schnee (Scherl — M.)



Lieber Frühling, komm' doch wieder . . . (Scherl — M.)

Kameraden

Skizze von Hanns Kappler

Es ist ein sonniger, warmer Märzmorgen. Frühlingsahnen, ganz fein und ferne noch, liegt in der Luft. Hier und da strecken sich die Weidenkätzchen an den schwanken Ruten. Schwer und dunkel liegen die Erdschollen unter den Strahlen der Sonne. Belebender Duft entströmt dem Boden, den seit Tagen kein Schnee mehr bedeckt.

Männerstimmen klingen auf.

Ein altes Soldatenlied ist's, das die Kameraden singen.

Ich schreite sinnend hinter dem Trupp. Die Gedanken schweifen in vergangenes, beinahe vergessenes Erleben.

„Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt,
Darinnen ein Soldat . . ."

Ja, ich entsinne mich nun ganz genau. Es war fast wie hier: eine kleine Landstraße, die sich zwischen Wäldern, Dörfern und Viehkoppeln in vielen Windungen schlängelnd dahinzog. Vor mir die Kameraden mit dem schweren Marschgepäck. Heut aber ist's ein Trupp aus einem kleinen, verschwiegenen Landstädtchen Deutschlands. Und die Männer tragen nicht den grauen Stahlhelm, sondern die kecke, schwarze Feldmütze.

Von seither reißt mich das Wiehern eines Pferdes aus meinen Grübeleien. Einsam in weiter Viehkoppel steht eine Stute und äugt uns entgegen.

Die Stadt ist weit. Ein Bauernpferd, ungewohnt des frischen Marschgesanges, denke ich.

Da werde ich aufmerksamer. Die Stute spitzt plötzlich die Ohren, dreht sie nach vorn, wird unruhig und streckt den Kopf vorwärts. Ein Schnaufen geht durch die geblähten Nüstern. Und dann — reckt sich der Schweif in schönem Bogen, beginnen sich die Hufe plötzlich erregt zu heben und zu senken, preßt die Brust verlangend gegen das schwere, starke Holzgatter.

„. . . es ist so schön, es ist so schön,
es ist so schön, Soldat zu sein!"

Kaum einer meiner Kameraden hat einen Blick nach dem Pferd geworfen. Ein breiter Graben, ein schmaler Ackerstreifen trennen Straße und Koppel voneinander.

Wie ein Signal kommt das Wiehern der Stute herüber. Und da tänzelt sie die Koppel entlang, als fühle sie den lenkenden Druck der Schenkel eines Reiters! Immer neben der Truppe einher. Nicht zu schnell und nicht zu langsam. Einmal den Kopf aufgeworfen, und dann ein wenig seitwärts getreten, spielerisch und zackig im Takt der Hufe.

Ich weiß nicht, warum es mir auf einmal so weh und so glücklich ums Herz ist. Aber ich weiß nun, ich fühle es mit beglückender Gewißheit, daß dort drüben ein Kamerad hinter dem Gatter der Koppel mit uns schreitet. Im gleichen Tritt.

Ein Bauernpferd?

Gewiß. Vielleicht schon seit Jahren. Ganz in dörflicher Einsamkeit untergekommen. Aber früher einmal, da ist diese Stute in einer Garnisonstadt gewesen! Früher einmal nicht pflastermüde, sondern frisch und gesund, einen Reiter im Sattel tragend. Und unser altes Soldatenlied erweckte in diesem Pferd alte, schöne Erinnerungen. Die schwere Ackerarbeit war vergessen, weggewischt all das, was jetzt alltäglich geworden war. Nun tänzeln die Hufe, nun streckt sich der Hals, nun schwingt der Schweif in stolzem Bogen, blitzen die Augen herüber.

Da ist die Koppel zu Ende.

Ich habe keinen Blick von dem Pferde wenden können. Sekundenlang bleibe ich stehen.

Weit streckt sich der Kopf über das Gatter, die Ohren spielen noch immer vor und zurück. Sehnsüchtig schauen die Augen der am Waldsaum marschierenden Truppe nach.

Bald wird der letzte Mann hinter den Baumstämmen verschwunden sein. Der Wind trägt das Lied herüber.

Die Nüstern der Stute blähen sich weit. Sie saugt die Luft gierig ein. Riecht es nicht nach Lederzeug, nach Menschenwärme, Schweiß und kaltem Zigarrenrauch, der noch in Uniformen verhaftet ist?

Ich wende mich und folge den Kameraden.

Ein Wiehern, voll Sehnen und Wehmut, klingt mir nach. Es ist ein Gruß uns allen . .

Kameraden, zieht dahin!

A. H. Blesken:

Essen und Trinken

in westfälischen Sprichwörtern und Redensarten

Daß ein so kräftiger und kerniger Menschenschlag, wie es die Vorfahren der Westfalen waren, das Essen und Trinken nicht gerade zu den Nebensächlichkeiten rechneten, bedarf kaum eines Beweises. Sie wußten es wohl: „Jätten un Drinken hält Luif un Seule anoin, biätter, ä'n uisern Band" (Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen, besser, als ein eisern Band). In manchem literarischen Erzeugnis früherer Tage wird das Loblied auf gutes Essen und noch besseres Trinken in jeder Tonart gesungen; man braucht nur daran zu erinnern, wie das „Jägerken von Soest" in Grimmelshausens bekanntem Roman mit wahrer Begeisterung von seinen Erlebnissen auf diesem Gebiete zu berichten weiß. Deshalb gehörte auch die Kochkunst zu demjenigen Können, das man wohl zu schätzen wußte. Sie war ja die Voraussetzung für eine gute Mahlzeit: „Wai guet kuocket, kann guet opscheppen" (Wer gut kocht, kann gut auftragen). In diesem Zusammenhange mag deshalb auch hier erwähnt werden, daß die Verfasserin eines der bekanntesten und weitverbreitetsten Kochbücher die westfälische Pfarrerstochter Henriette Davidis war.

Aber nun darf und soll man das eine nicht vergessen: Wie die Götter vor den Erfolg den Schweiß gesetzt haben, so vor Essen und Trinken die Arbeit. Das uralte Bibelwort: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen — hat bis heute seine Gültigkeit nicht verloren; seine eiserne Folgerichtigkeit wird höchstens von einem Faulpelz bestritten. Man kann's schon vom kleinen Küken auf dem Hühnerhofe lernen: „Wao't miet bicke, dao ma'k ock miet krassen" (Wo ich mit picke, da muß ich auch mit kratzen). Oder: „Wai well helpen backen, dai matt ock helpen knappen" (Wer will helfen backen, d. h. die Vorbereitungen zum Essen treffen, der muß auch helfen knacken, nämlich die Nuß. Direkt darauf hin weist auch das Wort „Wai dien Kärn iätten well, dai matt de Nuett knappen" (Wer den Kern essen will, der kommt an der Arbeit des Knackens nicht vorbei). An eine Tätigkeit, die im Zeitalter der Maschinen längst ausgestorben ist, erinnert uns ein anderes hier einschlägiges Wort: „Wai miet iätten well, da matt ock miet diäsken" (Wer mit essen helfen will, der muß auch mit dreschen helfen). Ob man's gerne macht oder nicht — es ist nun einmal so: „Hänne in'n Schöot brenget kein Bräot" (Hände im Schoß bringen kein Brot).

Man kann sich gegen diese Wechselwirkung von Arbeiten und Essen sträuben, es hilft nichts. Gerade die zahlreichen Sprichwörter, die sie betonen, beweisen damit ihre Richtigkeit. Aber auch noch ein zweites ist zu beachten: die Wechselwirkung muß auch in einem richtigen Verhältnis vorhanden sein. Es ist manchmal erstaunlich, mit wie wenig Arbeit ein Mensch auskommen kann, wie er aber dann bei jeder Art von Mahlzeit die so ersparte Kraft in die Erscheinung treten läßt. Von solcher Art „Arbeitern" kann man dann mit Fug und Recht behaupten: „Hai arbet, datte fruifet, un iet't, datte schwett" (Er arbeitet, daß er friert, und ißt, daß er schwitzt). Gewiß, ein solcher Mensch hat das Wort „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen" auf seine Weise verstanden; aber damit wird er wohl kaum durchs Leben kommen. Auch das allzu langsame Essen schätzt man nicht hoch ein; man meint, es sei ein Abbild von der Art des Schaffens: „Säo eme gaoht de Backen, säo gaoht eme ock de Hacken" (So schnell wie sich die Backen beim Essen bewegen, so schnell bewegen sich die Beine bei der Arbeit); oder: „Wiu de Tienne, säo de Hänne" (Wie die Zähne, so die Hände).

Die andere Folgerung ist aber auch richtig: Wer arbeitet, dem soll auch die Kost nicht versagt werden, wie denn schon die Bibel sagt, daß man dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden darf. Wer das tut, braucht sich nicht zu wundern, daß es dann auch mit der Arbeit keine Art hat: „Miet'm luigen Ranzen lätt sick schlecht danßen" (Mit einem leeren Magen läßt sich schwer tanzen). Wehe wenn der Geiz regiert, von dem die bittere Ironie sagt: „Dat ies ne Frau, de versteuht dat Kuocken; se brenget ues klaore Soppe un ohne Fleusk dicke Knuocken" (Das ist eine Frau, die versteht das Kochen; sie bringt uns klare Suppe und ohne Fleisch dicke Knochen). Nein, so darf es nicht sein. Wenn einer von der Arbeit mit einem tüchtigen Hunger — „dat me de Magen nao eener Suit henget" (daß der Magen nach einer Seite hnägt) — ins Haus kommt, dann muß er auch seine Wahlzeit vorfinden. Es brauchen das durchaus keine seltenen Leckerbissen zu sein; gute Hausmannskost ist das Beste. Also nur frisch daran, wenn es auch gerade dein Leibgericht nicht ist: „De Miule ies'en Schalk; we'me iähr wuot anbütt, dann niehmet se ock wupt" (Der Mund ist ein Schalk; wenn man ihm etwas anbietet, dann nimmt er's auch an). Und wenn's auch erst nicht schmecken will, warte nur: „De Apptuit küemmet miet me Jätten" (Der Appetit kommt mit dem Essen). Es stimmt ja immer noch, daß Hunger der beste Koch ist. Allerdings werden seine Dienste nicht von jedem gewünscht; reiche Leute und Faulenzer lehnen ihn oft sehr entschieden ab. Wenn er sich aber nach rechtschaffener Arbeit einstellt, dann soll man nicht lange nach besonderen Leckerbissen fragen und nach der Art ihrer Zubereitung. Dann spricht man lieber mit dem Bauern: „Schepp mä op; dat Jätten well ieck wuoll dauen" (Trag die Speisen nur auf; das Essen will ich wohl tun). Dann ist man auch nicht so dumm wie jener Knecht, von dem gesagt wird: „De Knecht woll dien Biuern iärgern un att nit" (Der Knecht wollte den Bauern ärgern und aß nicht). Das wäre ja nur eigener Schade. Und das Gutschmecken? Das ist auch so eine eigene Sache. Man sagt da sehr drastisch: „De Stroutte ies kein Wiesebäom; et ies mä'n kuott. Enne, wao't guet schmecket" (Die Speiseröhre ist nicht der lange Baum, der über ein vollgeladenes Fuder gelegt wird; es ist nur eine kurze Strecke, auf der es gut schmeckt). Wenn also ein Hungriger kommt mit dem Schlachtruf: „Bräotschapp wahr di! Schmachtlapp krit di!" (Brotschrank hüte dich! Ein Ausgehungerter kriegt dich!) — dann ist der Wohlgeschmack nicht die allererste Bedingung. Das sieht man schon an den geringen Resten: „Wat de oine nit magg, dao wäd de annere nit van satt" (Was der eine nicht mag, was er übrig läßt, davon wird ein anderer nicht satt). Mit alledem ist natürlich durchaus nicht gesagt, daß der Wohlgeschmack völlige Nebensache ist: „Wat guet schmecket, friett de Biuer selwer" (Was gut schmeckt, das ißt der Bauer selber).

Aber eine Gefahr steht beim Essen beständig auf der Lauer, besonders gerade dann, wenn jemand mit einem gesunden Appetit gesegnet ist. Diese Gefahr ist die Unmäßigkeit. Gewiß, es stimmt: „Me iett sick keine Sünne in Luiff" (Man ißt sich keine Sünde in den Leib), und man darf dem Wunsch „Friett di satt und haol di glatt" ruhig nachkommen. Nebenbei bemerkt ist der Ausdruck „Fressen" nur in seiner harmlosen Derbheit gemeint, wenigstens in den weitaus meisten Fällen). Der Herr sagt es ja auch, daß nichts, was in den Menschen hineingehe, ihn verunreinige. Mag einer also auch der Nötigung folgen: „Haolt di am friätten, et ies alls Gourres Gawe" (Bleibe am essen, es ist alles Gottes Gabe) — es darf doch nicht soweit kommen, daß man feststellen muß: „De Aeogen wören wuier grötter ä de Hals" oder: „De Hals was wuoll te füllen, aower nit de Aeogen" (Die Augen waren größer als der Hals — Der Hals war wohl zu füllen, aber nicht die Augen). Das ist besonders häufig bei kleinen Kindern der Fall, die in ihrer kindlichen Begierde sich Ladungen auf den Teller packen, die sie mit dem besten Willen nicht bewältigen können. Die Schuld daran aber tragen die Erwachsenen, denn „Kinnermaote un Kalwermaote mait't gräote Luie wietten" (Kindermaß und Kälbermaß müssen die Erwachsenen wissen). Hier ist ein Fehler in der Erziehung festzustellen, denn: „Et wäd kein Friätter geburen, hai wäd d'r tau maket" (Es wird kein Fresser geboren, er wird dazu gemacht). Gewiß sollen auch keine Speisereste in der Schüssel bleiben; aber nicht so lange kratzen und lecken, daß man sich ermahnen lassen muß: „Laot aower'n Buom im Kumpe!" (Laß aber den Boden in der Schüssel). Man muß bedenken: „Wai sick nit satt iätten kann, dai kann sick ock nit satt lecken" (Wer sich nicht satt essen kann, der kann sich auch nicht satt lecken). Leider gibt es immer noch Leute, die auf dem Standpunkt der beiden folgenden Sprichwörter stehen: „Biätter dat de Balig biest, ä dat de Kost verdierwet" und: „Biätter sick en Biuk verrenken, ä diem Wät wuot schenken" (Besser daß der Leib platzt, als daß die Kost verdirbt — Besser sich den Bauch verrenken, als dem Wirte etwas schenken). Hoffentlich sind sie harmloser gemeint, als sie aussehen; sonst würde man mit vollem Recht sagen dürfen: „De Friätter ies nit biäter ä de Süepper" (Der Fresser ist nicht besser als der Säufer). In einem Falle ist das Uebermaß im Trinken doch wohl von schlimmeren Folgen begleitet, als sie beim übermäßigen Essen in Erscheinung treten, nämlich dann, wenn es sich um den leidigen Alkohol handelt. „Jes de Drunk im Manne, ies de Verstand in de Kann" (Ist der Trunk im Manne, ist der Verstand in der Kanne), behauptet das Sprichwort. Kommt dann einem solchen Menschen, der sich von seinem Verstande nicht mehr beraten läßt, ein Kartenspiel als Verbündeter des Alkohols in die Hand, so braucht man sich über ein schlimmes Ende nicht mehr zu wundern, denn: „Sind de Katen op'n Diske, dann ies de Duiwel drunner" (Sind die Korten auf dem Tische, dann sitt der Teufel drunter).

So haben wir die üblen Folgen gesehen, wenn ein Mensch im Essen und Trinken nicht Maß halten kann, wenn er ein Fresser und Säufer ist, der sich sagen lassen muß: „Hai friett sick en Börgermeßtersbiuk an" (Er frißt sich einen Bürgermeisterbauch an). Aber das Gegenteil, der Mangel, kann auch nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Lebens gerechnet werden. Bemitleidenswert ist der Mensch: „De nicks te buiten un te briäcken hiät", bei dem „Schmalhans Küeckenmester ies" (Der nichts zu beißen und zu brechen hat — bei dem Schmalhans Küchenmeister ist). Sicher giet et mähr Behelpers ä Wuolliäwers" (mehr Behelfer als Wohllebende), aber „Behelpen ies kein Sattiätten" (Behelfen ist kein Sattessen).

Am besten ist hier wie in allen Dingen die goldene Mittelstraße. Es ist noch nicht mal immer nötig, daß man vom Menschen sagen kann: „Hai ies vüör't vulle Bräotschapp kuemmen" (Er ist vor den vollen Brotschrank gekommen), nein, wenn er durch sein fleißiges Schaffen sein bescheidenes Auskommen hat, denn: „Et ies kein Broen säo klein, aoder hai drüppelt" (Es ist kein Braten so klein oder er tropft, nämlich von Fett). Und wenn's nicht zum Braten reicht, so muß man sich damit trösten: „Gemaise ies gesünner ä Fleusk" (Gemüse ist gesünder als Fleisch). Wer aber nun meint, er sei mit den Sprichwörtern vom Essen und Trinken, die einem manchmal so unangenehme Wahrheiten sagen können, fertig, der ist im Irrtum, der hat zu überstürzt gedacht und gehandelt und kann dann auch die üble Erfahrung des zu hastig Essenden machen, dem man zurufen muß: „Hiät di duine Mäoer kein Piußen lährt?" (Hat dich deine Mutter kein Blasen gelehrt?). Also bei keiner Gelegenheit sich übereilen und ohne die irgend notwendige Ueberlegung handeln. Das will die Mahnung besagen: „Biätter heut geblaosen, ä't Miul verbrannt" (Besser heiß geblasen, als den Mund verbrannt). Wehe dem, der ein übereiltes A gesagt hat; er ist oft zu einem B gezwungen, das ihm äußerst sauer wird. Aber das hilft nun nichts: „Wat me sick inbrocket hiät, dat mat me ock iutiätten" (Was man sich eingebrockt hat, das muß man auch ausessen). Aber es ist auch gut, wenn man zur Ueberlegung gezwungen wird. Dann legen sich die Wellen der Aufregung, dann sieht man eine Sache, die einen ängstigt, wohl kühler an und denkt: „Et wäd nicks säo heut giätten, ä't kuocket wäd" (Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird). Aber auch wieder lauert die eine Gefahr, nämlich die der Saumseligkeit. Wir sollen ja nicht zu denen gehören, die ewig zu spät kommen, von denen man sagen muß: „Wann't Brui riägent, hiät hai de Schüettel unner me Arme" oder „. . . dann fählet me de Lieppel" oder „. . . dann sind de Schüetteln ümedrägget" (Wenns Brei regnet, dann hat er die Schüssel unter dem Arm, dann fehlt ihm der Löffel, dann sind die Schüsseln umgedreht).

Aufs Ganze gesehen sollen wir die Mahnung beherzigen: „Iet, wat gar ies, drink, wat klaor ies, un kuiere, wat waohr ies" (Iß, was gar ist, trink, was klar ist, und sprich, was wahr ist). Das wird uns immerhin das Sterben an der „Lübenscheider Krankheit" etwas erleichtern: „Hai att der nit bui" (Er aß nicht dabei, er vergaß das Essen).

900 Jahre Warburg in Westfalen

Warburg, die schöne Stadt an der Diemel, feiert in diesem Jahre ihr 900jähriges Stadtjubiläum, das schon jetzt in großzügiger Weise vorbereitet wird. In einem großen Festzug soll ein Gang durch die reiche Geschichte der Stadt angetreten werden, auch der großen Söhne des Warburger Landes, Eisenhoit, und Schlaun wird gebührend gedacht und die Stadt hat den jungen westfälischen Dichter Ludwig Wegmann beauftragt, zum Stadtjubiläum ein Stadtfestspiel zu schreiben.

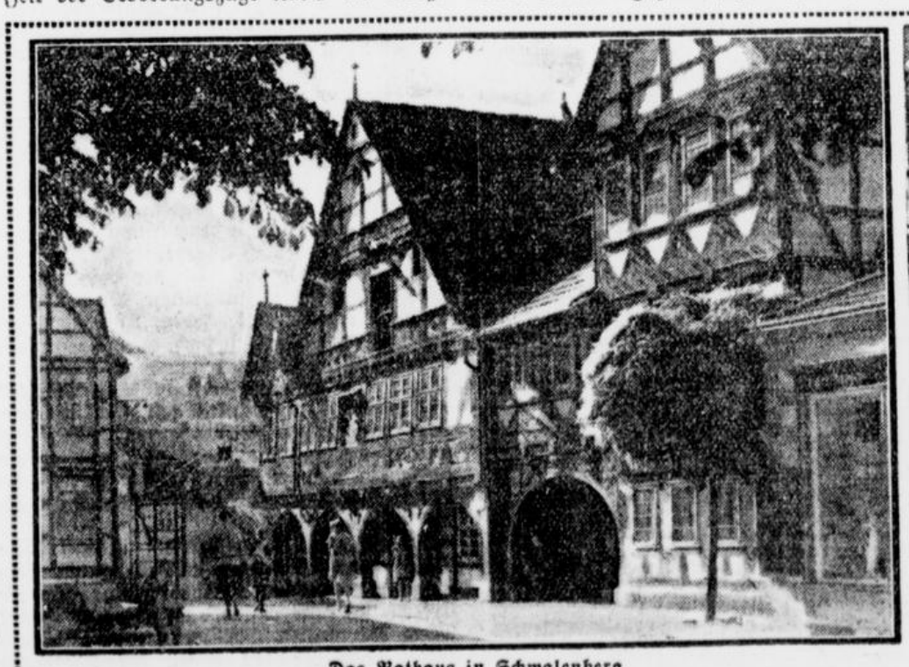
Wer Warburg kennt, wird gern in dieses Loblied einstimmen. Wer nach einem Bummel durch die Geschäftsstraßen der Neustadt — das ist die Oberstadt — auf der Höhe steht, dem bietet sich ein einprägsames Bild: Drunten liegt die Altstadt, es leuchten die Ziegeldächer der alten Häuser hervor, die sich in einer ebenso lebendigen wie eigenwilligen Ordnung zusammenfügen. Wie mit großartiger Gebärde öffnet sich das Tal der Diemel, die Silhouette der Burg Calenberg ist über den Höhen jenseits des Flusses deutlich erkennbar, im Hintergrund, verschwunden im bläulichen Dunst, die Konturen der hessischen Berge. Stolz steigt der grandios gefügte Bau des alten Dominikanerklosters, des jetzigen Gymnasiums auf, bis zur äußersten Möglichkeit vorgeschoben an den Rand des Steilhanges, rechts zieht die Kapelle des Burgberges die Aufmerksamkeit auf sich, prächtige Bäume versuchen den Blick zu wehren.

Bei Namensdeutungen wird oft eine gefährliche Phantasiekraft verraten, zweifellos ist auch die Auslegung Warburg-Varibergum (Berg des Varus) eine Wunschlösung, wenn sie auch bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts vorgetragen wurde. Richtig allerdings wird es sein, daß die Stadt in der Zeit der Eroberungszüge Karls des Großen entstanden ist, vielleicht ist auch der Warburger Burgberg einer seiner militärischen Stützpunkte gewesen. Heute ist von der Höhe des Burgberges auch die Burg verschwunden. Als man in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts Steine für den Bau einer Diemelbrücke brauchte, hat man sich gesagt: warum die teuren Steine mühsam heranholen, wenn man doch die alte Burg abbrechen kann? Auf dem Burgberg blieb als Zeuge jener Tage nur die Unterkirche der Erasmuskapelle. Diese Krypta ist Warburgs ältestes Baudenkmal, die Kapitäle und Sockeln sprechen die unverfälschte Sprache dieser versunkenen Zeit.

Um den Burgfriedhof aber muß man diese Stadt beneiden, er ist von zwangloser Schönheit und doch auch von sichtbarer Ordnung. Auch das ist ein Trost, auf solchem Friedhof teure Tote zu wissen und Grabstätten pflegen zu können, welche die Natur fast zu Schmuckstätten gemacht hat.

Altstadt und Neustadt waren mehrere Jahrhunderte hindurch getrennte Gemeinwesen, die sich mit Mauern und Gräben gegenseitig anschlossen, auch heute noch sind diese Bezeichnungen im Schwunge, aber der alte Gegensatz lebt lediglich noch in alten Geschichten, Redensarten und allerdings in der schmalen Straße mit dem Namen „Zwischen den Städten".

Am Ende des 7jährigen Krieges zählte Warburg, in dem hundert Jahre zuvor noch 20 000 Einwohner gelebt hatten, nur noch 2000. Heute hat sich diese Zahl wieder vervielfacht, und wer aufmerksam durch die Straßen der Stadt geht, der erlebt auf Schritt und Tritt die Wandlung einer Stadt, die nicht nur im Schatten ihrer natürlichen Schönheit sitzen will, sondern die bestrebt ist, zu neuem Wohlstand zu kommen und zur alten Bedeutung zurückzugelangen. H. H. B.



Das Rathaus in Schwalenberg



Heimatfest in lippischer Tracht

Eines der reizvollsten lippischen Städtchen ist Schwalenberg, bekannt geworden als Künstlerstadt. Hier weilen alljährlich zahlreiche Künstler, die — wie in Worpswede — die Schönheiten und Eigenart Schwalenbergs im Bilde festhalten. Am reizvollsten jedoch wirkt Schwalenberg, wenn es sein Heimatfest begeht. Zu diesem Fest legt alt und jung die alte schöne lippische Tracht an. (Landesverkehrsverb. Westf. — M.)

Die Heimatseite Wochenbeilage zum Stadtanzeiger für Castrop-Rauxel und Umgebung

108 März 1936

Neue Folge der Heimatblätter für Castrop-Rauxel und Umgebung

Die Reichshofverfassung, ein Ueberrest frühgermanischen Bodenrechts

Von Hermann Wiggermann

Die meisten unserer Mitbürger kennen die Stelle, wo der Reichshof Castrop gestanden haben soll; aber viele wissen mit dem Begriff „Reichshof" nichts Rechtes zu verbinden. Man denkt sich wohl das Gebäude als eine Burg, von der aus die Bewohner unserer Heimat regiert wurden, als der Sitz eines landesherrlichen Beamten, der den Zehnten einzuziehen hatte.

Die Reichshofverfassung war aber eine rein bäuerliche Angelegenheit, nämlich eine Vereinigung von solchen Bauern, die aus den frühesten Zeiten unserer Geschichte ihre freie Stellung herübergerettet hatten in den mittelalterlichen Lehnstaat. Waren durch die fränkische Eroberung die meisten Grundbesitzer lehnshörig geworden, sei es einer Kirche, einem Kloster, oder einem Adelshause gegenüber, so konnten sich die Reichshofbauern rühmen, nur den Kaiser über sich zu haben.

Das Kernstück dieses bäuerlichen Verbandes, kurzweg Hofes- oder Hobsverband genannt, war das Hobsgericht.

Zu diesem wählten die Bauern eine Zahl von Geschworenen, einen Fronen und waren besonders stolz auf das Recht, selbst den Richter zu setzen. Wir haben hier ein Spiegelbild frühgermanischer Verfassung. In den Geschichtslehrbüchern für die Schulen finden wir häufig künstlich konstruierte Darstellungen eines germanischen Volksgerichts; eine Hobsgerichtssitzung jedoch, von der uns manche Einzelheiten noch erhalten geblieben sind, vermittelt uns ein viel natürlicheres Bild, als jene erdachten Schilderungen. Zwischen germanischen Volksgerichten und den bäuerlichen Hobsgerichten lassen sich manche Parallelen aufzeigen.

Wie hier die Hofesrichter, so waren in der frühgermanischen Zeit die Häuptlinge vom Volk erwählt, und alle Entscheidungen lagen beim Volk. Im Gegensatz zu Cäsar, der sagt: jus dicunt, d. h. sie (die Häuptlinge) sprechen das Recht, behauptet Tatitus von ihnen: jura reddunt, was etwa besagen soll: Sie sorgen für Aufrechterhaltung der Rechte. Das kam darin zum Ausdruck, daß der altgermanische Richter (Häuptling) das Recht von den Geschworenen finden ließ, während er nur für die Ausführung zu sorgen hatte.

Daß die Hofesbauern die Einrichtung des Hobsgerichtes in die nachfränkische Zeit hinüberretten konnten, liegt an der Fülle der Aufgaben, die Karl der Große nach der Niederwerfung der Sachsen zu lösen hatte. Auf die Rechtspflege, besonders soweit sie die Rechtsverhältnisse des bäuerlichen Grundbesitzes betraf, hatten die fränkischen Grafen keinen Einfluß. Diese Rechtspflege wurde vielmehr nach wie vor durch die alten Versammlungen, die concilia und placita, wie sie das capitulare von 797 nennt, ausgeübt.

Das um die Mitte des 9. Jahrhunderts geschriebene Leben des heiligen Liudger enthält eine Gerichtsverhandlung, in welcher die Sachsen selbst die Gerichtsbarkeit ausüben. Freilich hat die Bedeutung der Hofesverfassung in den Jahrhunderten nach der fränkischen Eroberung eine starke Einbuße erlitten. Das lag daran, daß die Zahl der freien Bauern immer mehr abnahm; die meisten waren eben lehnshörig. Die Hofesbauern suchten zu retten, was noch zu retten war; aber ihre Rechte wurden mit Füßen getreten. Immer stützten sie sich darauf, daß sie reichsfrei seien, also nur den Kaiser über sich anerkannten; in Wirklichkeit aber waren sie schon stark in Abhängigkeit geraten.

Vollständig abgabenfrei waren die Hofesbauern zwar nie gewesen; aber die geringen Gefälle, die sie zahlten, waren nur eine Anerkennungsgebühr dafür, daß sie unter dem Schutz des Kaisers standen Bei der Weitläufigkeit des Reiches gingen allerdings viele kaiserliche Rechte auf die Herzöge über. So übte über die Reichshofbauern in Castrop der Herzog von Cleve die Reichsgewalt aus.

Die Reichshofgefälle reizten die Geldgier der Landesherren. So kam es, daß der Reichshof Castrop, wie viele andere Höfe, häufig verpfändet wurde.

In der Wirrnis, die während der Pfandschaften natürlicherweise entstand, verlor ein Bauer nach dem andern seine Freiheit. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts zählte der Reichshof Castrop nur noch 9 freie Bauern. Ursprünglich scheinen es etwa 40 gewesen zu sein

Auch die anderen Bestimmungen des Hofesrechtes atmen echt germanischen Geist. Es wird besonders Wert darauf gelegt, daß der Umfang des gesamten bäuerlichen Besitzes, der zum Reichshof gehört, nicht verändert, besonders nicht verringert wird. Der Besitzer eines Hofesgutes darf daher nichts verkaufen; ebensowenig ist die Erbteilung statthaft. Nur wenn die Not es gebietet kann mit Zustimmung des Hofesgerichts ein Stück veräußert werden.

Der Verkäufer muß sich aber immer das Rückkaufsrecht sichern. Vor dem Castroper Hofesgericht erscheint eines Tages der Bauer Sümpelmann aus Kirchlinde. Er klagt daß sein Hof durch den spanischen Krieg sehr in Schulden geraten und er gezwungen ist, ein Stück Land zu verkaufen. Es wird ihm gestattet unter den oben angeführten Bedingungen. Schwere Strafe trifft den, der etwas verkauft und dabei verschweigt, daß es Reichsgut war. Er soll dann des Besitzes verlustig gehen. Ein Hofesgut kann auch nicht mit Schulden belastet werden. Diese dürfen niemals, so heißt es in den Bestimmungen, mit Reichsgut, sondern mit Erträgnissen aus diesem Gut bezahlt werden

Reichshofgut darf nur an den rechtmäßigen Erben fallen. Eine eigenartige Bestimmung enthalten die alten Rechte des „Cölschen Hofes zu Schwelm". „Wenn ein Gut," so heißt es dort, „durch Versterben erledigt ist und der echte Erbe außerhalb des Landes sich befindet, so soll er, so lange er die Erledigung noch nicht weiß, seines Gutes nicht verlustig sein; aber sobald er dessen versichert wird, soll er, wann er bei Tische sitzt, sein Messer unabgewischt einstecken und nicht über eine Nacht ausbleiben von der Stelle, wo das Gut dingpflichtig ist, um die Belehnung zu erhalten."

Wer die einzelnen Bestimmungen aufmerksam durchliest, wird manche Parallelen zu dem heutigen Erbhofgesetz finden, das ja auch auf germanischer Auffassung vom Bodenrecht aufgebaut ist.

Aus der Heimat heraus für das Vaterland leben und kämpfen

Der diesjährige Westfalentag vom 15. bis 17. Mai in Soest

In Anwesenheit des Landeshauptmanns Kolbow, Bürgermeisters Dr. Scharnow (Soest), Landeshandwerksmeisters Schmitt (Dortmund) und der Vertreter aller NS.-Organisationen wurde in Münster eine Vorbesprechung über die Abhaltung des Westfalentages 1936 gepflogen und der Zeitpunkt dafür endgültig auf den 15. bis 17. Mai festgelegt. Bei dieser Gelegenheit teilte Landeshauptmann Kolbow mit, daß der diesjährige Westfalentag in Soest unter dem Leitwort „Westfalen in Niederdeutschland" stehen und den Beweis dafür erbringen solle, daß die Heimatpflege in Westfalen nicht partikularistisch gerichtet sei, daß es vielmehr darum gehe, aus dem Erleben der inneren Heimat heraus die Fähigkeit zum Dienst am großen Vaterlande zu erlangen. Wir wollen, so betonte der Landeshauptmann mit Nachdruck, mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Heimat stehend, aus der Heimat heraus für das Vaterland leben und kämpfen.

Zwar wurde der ganze Verlauf des nächsten Westfalentages noch nicht endgültig festgelegt. Es werden führende Männer der NSDAP., des Staates, Dichter und Künstler aus dem niederdeutschen Raum sprechen. Der Westfalentag wird Freitag, den 15. Mai, voraussichtlich mit einer Arbeitssitzung des Westfälischen Heimatbundes beginnen. Für den Abend ist die Erstaufführung der Freilicht-Oper „Der Jäger von Soest" unter der Leitung des Oberspielleiters Dr. Hans Winkelmann vom Opernhaus Hannover in Aussicht genommen. Der Samstag vormittag wird die Eröffnung der großen Ausstellung „Heim und Handwerk" bringen, deren Träger der Landeshandwerksmeister ist. Vor- und nachmittags wird die Arbeitstagung des Westfälischen Heimatbundes fortgesetzt. Am Sonntag werden zunächst vormittags Festgottesdienste in plattdeutscher Sprache abgehalten und bei dieser Gelegenheit der Neheimer Männergesangverein „Liederfreund" unter der Leitung von Nellius eine plattdeutsche Messe von Christine Koch vortragen. Der Höhepunkt des Sonntags wird die Großkundgebung der NSDAP. sein, und auf ihr werden namhafte Männer der Partei aus Niederdeutschland sprechen. Den Schluß dieses letzten Tages bilden Ausflugsfahrten des Westfälischen Heimatbundes an den Möhnesee und zur Reichsschulungsburg nach Erwitte, und in Soest geht die Oper „Der Jäger von Soest" zum zweiten Male über die Freilichtbühne.

„Keinen beraubt's und macht doch reich"

Acker und Feld in Sage und Lied — Schillers berühmtes Rätsel

Der Acker ist seit altersher dem deutschen Menschen heilig. Das Ahnenblut in uns bekennt sich immer wieder — auch wenn wir äußerlich längst verstädtert sind — zur grünenden, blühenden Landscholle; und jederzeit beglückt uns ein Blick auf die Aecker, darüber ein frischer Erdgeruch schwebt und sich würzig-herb mit dem Rauch schwelend-brennender Kräuter vermischt:

„Bunt sind schon die Wälder,
gelb die Stoppelfelder,
und der Herbst beginnt."

Was aber ist der Herbst anderes als die Ruhezeit der Natur, darin auch der Acker wieder trächtig wird zu neuer Fruchtreife! Wie werden nach wenigen Monaten schon wieder junge Wanderburschen das Lied des Marschendichters Hermann Allmers in die blauenden Lüfte jubeln:

„O Vaterland, wie bist du schön
mit deinen Saatenfeldern,
mit deinen Tälern, deinen Höh'n,
und all den stolzen Wäldern . . .!"

Und dann sind es wiederum nur wenige Wochen, da fällt uns das Erlebnis der reifenden Sommernacht zutiefst ins Herz:

„Es wallt das Korn, weit in die Runde,
und wie ein Meer dehnt es sich aus . . ."

Getreulich bringt uns Jahr für Jahr der gleiche, feierlich schöne Ablauf der Monate neben neuen Sorgen auch immerdar neue, altvertraute Freuden! Die deutsche Dichtung in Vers und Sage hat diese seelische Kameradschaft zwischen Mensch und Ackerfeld in wundersam vielseitiger Weise ausgebaut und zu Klange gebracht. Immer wieder rufts aus uns heraus: „Gott schütze die goldenen Saaten!" Dieses Lied von Arno Holz bringt die prächtig-versonnene Stimmungsmalerei des hohen Mittags auf der ländlichen Flur:

„Heimlich schleicht sich die Mittagsstille
über das flimmernde, grüne Revier.
Alles schläft; selbst Drossel und Grille
und vorm Pflug der müde Stier."

Tiefverwurzelt ist Bauerschaft und Soldatentum. Der Mensch der Scholle weiß, wofür er zu kämpfen hat. Packend schildert Liliencron, der Kämpfer zweier deutscher Kriege, die einheitliche Gedankenwelt, die Wehrstand und Nährstand zusammenschmiedet:

Tod in Aehren

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden.
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden unverbunden.
Durstübergualt und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild:
Sein brechend Auge schlägt nach oben.
Die Sense surrt im Aehrenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden;
Ade, ade du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt und ist verschieden.

Kriegsschwert und Ackerpflug sind eiserne Geschwister, mit anderer Wesensart zwar, aber geschwisterlich aufeinander angewiesen. Schillers berühmtes Rätsel fragt nach dem „Ding, gemacht um zu verletzen, am nächsten ist's dem Schwert verwandt".

Dies Ding — der Pflug —
. . . vergießt kein Blut und macht doch Wunden,
Niemand beraubt's und macht doch reich;
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die größten Reiche hat's gegründet,
Die ältesten Städte hat's erbaut,
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut!

Pflug und Acker spielen natürlich in der deutschen Sage ihre wichtige Rolle als Sinnbild deutscher Bodenverbundenheit und Heimattreue. Hingegen ist es dem deutschen Menschen eine arge Last, für fremde Leute auf ferner Scholle fronen zu müssen. Eine lothringische Sage erzählt von dem Kreuzfahrer, der gefangen wird und für den Sultan mit anderen Elendsgenossen sich tagein tagaus einspannen lassen muß, um die türkischen Felder zu pflügen; dieser „Mann im Pflug" lernt es so recht kennen, daß „Elend" eigentlich nichts anderes bedeutet wie „Ausland" und Auslandsfron. Der Treue seiner Ehefrau erst gelingt es, den Sklaven vom Padischah frei zu bitten. Elsässisch ist die deutsche Sage vom Rieselspielzeug, wo das Riesenmädchen den Bauersmann auf seinem Acker entdeckt, ihn mit seinem Gerät aufsammelt und dem Vater heimbringt: „Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an, den Bauern aufzustellen, den Pflug und das Gespann."

Des Alten Mahnung erst läßt das unerfahrene Kind begreifen, daß der Bauer kein „artig Spielding", sondern der Brotspender der Menschheit sei.

Erwähnt sei schließlich noch — im Anklang an die vorgenannte Geschichte aus dem Morgenlande, wie der „Eiserne Landgraf", der in Ruhla „hartgeschmiedet" war, seine auflässigen Adeligen eigenhändig in den Pflug spannte und mit ihnen den Edelacker „ahrte", umbrach. So zügelte er deren überschüssige Kraft und machte sie der Gesamtheit nutzbar Arbeitskraft — auf deutschem Heimatacker eingesetzt und genutzt — ist beste Ehrenarbeit, zugleich fröhlichstes, befriedigendstes Tun.

Walthari.

Tagung des Vereins für westfälische Kirchengeschichte

Nach längerer Pause hielt in Münster der Verein für westfälische Kirchengeschichte eine Arbeitstagung ab, zu der aus allen Teilen Westfalens die Teilnehmer sehr zahlreich erschienen waren Nach dem Tode des bisherigen verdienstreichen Vorsitzenden, Konsistorialrats Koch (Münster), dem die Versammlung einleitend ein ehrenvolles Gedenken widmete, hatte der Vorstand am 26. September v. J. den Pfarrer, Lic. Rahe (Minden) zum ersten Vorsitzenden und den Superintendenten Clarenbach (Borgeln) zu dessen Stellvertreter gewählt. Pfarrer Lic. Rahe betonte einleitend, daß der Verein jetzt wieder mit gesteigerter Arbeitsfreudigkeit und vermehrtem Verantwortungsbewußtsein sich seiner Aufgaben annehmen und vor allem die lebendige Geschichte pflegen wolle. Im Verlaufe der Tagung waren drei Vorträge vorgesehen, und zwar sprach zunächst Dozent Lic. Frick (Bethel) in grundlegenden und richtungweisenden Darlegungen über „Die Kirchengeschichte als kirchlich-theologische Aufgabe". Dabei führte er aus, Sache der theologischen Aufgabe kirchengeschichtlicher Arbeit sei es nicht, aus der Geschichte ein Stück Kulturgeschichte zu machen, aber auch nicht eine Geschichte des Reiches Gottes. Vielmehr komme es in der Kirchengeschichte darauf an, die Zeichen des gegenwärtigen Christus und des wirkenden Hl Geistes aufzudecken. Dann behandelte Professor D. Goeters (Münster) das Thema: „Bonifatius und die deutsche Kirche". Die Missionstätigkeit der iro-schottischen Mönche in Deutschland habe es an Gemeinsamkeit, Planmäßigkeit und Gründlichkeit sehr vermissen lassen. Ehr gegenüber habe die angelsächsische Mission, vor allem Bonifatius, das christliche Leben in Deutschland organisiert. Bonifatius, der ursprünglich nur die kirchlichen Verhältnisse in seiner friesischen Heimat habe organisieren wollen, sei gegen seinen Willen in die Bahn des großen Organisators gelangt. Sein geschichtliches Verdienst sei das Zustandekommen eines Bundes zwischen der fränkischen und der römischen Kirche. In dem letzten Vortrage befaßte sich Professor D. Bauer (Münster) mit der „Geschichte der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung von 1835". Diese Kirchenordnung habe es ermöglicht, daß das presbyteriale und synodale Element, das sich stets als wesentlicher Teil des evangelischen Kirchentums in Westfalen bewährt habe, beibehalten worden sei. Andererseits sei aber auch die konsistoriale Ordnung damit verbunden. Dieses rheinisch-westfälische Sonderrecht habe großen Segen gebracht, und es sei erwünscht, auch in Zukunft an dieser Gemeindekirche festzuhalten. — An dieser bedeutungsvollen Tagung, die den Vor- und Nachmittag über währte, nahmen lt. „GAZ." auch Vertreter des Konsistoriums, der Evang.-Theologischen Fakultät und des Staatsarchives Münster teil.

Kunstführer des Westfälischen Heimatbundes

Im Auftrage des Westfälischen Heimatbundes gibt Provinzial-Konservator Dr. Wilhelm Rave eine neue Reihe „Kunstführer" durch die Städte und Kreise Westfalens heraus, die wegen ihrer künstlerischen Ausstattung, ihres gehaltvollen Textes und ihrer Billigkeit (Stück 10 Pfg.) für alle Freunde der Heimat eine wertvolle Gabe darstellen. Das erste Heft, das der Stadt Soest gewidmet ist, wurde von Senator a. D. Dr. Hubertus Schwartz verfaßt. Es gibt einen ersten Einblick in die Geschichte und die künstlerischen Baudenkmäler der alten westfälischen Hansestadt. Das zweite Heft ist dem Kreis Minden gewidmet. Der Herausgeber, Provinzialkonservator Dr. Rave, der diese Landschaft besonders gut kennt, hat den instruktiven Text dieser Broschüre geschrieben. Das dritte Heft ist der Stadt Dortmund gewidmet. Dr. Rolf Fritz schildert in knappen Umrissen die bedeutsamen Bauten sowie die meisterlichen Kunstwerke (C. von Soests Marienaltar) aus der Vergangenheit der heutigen Industriegroßstadt. Die textlichen Darlegungen der Hefte werden durch sorgfältig ausgewähltes und gut reproduziertes Bildmaterial unterstützt. Die ausgezeichneten Aufnahmen stammen zum großen Teil aus dem Denkmalarchiv der Provinz Westfalen. Der Druck der Bücher erfolgte bei E Gundlach AG. in Bielefeld. Den Vertrieb der Hefte haben die Geschäftsstelle des Westfälischen Heimatbundes im Landeshaus, sowie die städtischen Verkehrsämter der genannten Städte und die Kreisverwaltung Minden übernommen. Die Broschüren sind auch durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Plattdeutsch in der Schule

Eine Umfrage in Bremen

In Bremen bemüht man sich seit etwa einem Jahre um die besondere Pflege des Plattdeutschen in der Schule. Der Senator für das Bildungswesen hatte im vergangenen Sommer in einem Erlaß sämtliche Schulen angewiesen, am Ende des Schuljahres über die von ihnen gewonnenen Erfahrungen mit dem Plattdeutschen im Unterricht zu berichten. Er hatte es ferner als erstrebenswertes Ziel bezeichnet, es zu erreichen, daß kein Schüler entlassen würde, ohne der plattdeutschen Sprache mächtig zu sein. Von Lehrerseite war darauf angeregt worden, daß in jeder Klasse wöchentlich wenigstens eine Stunde plattdeutsch unterrichtet werden sollte; dabei sollte das für diesen Unterricht zu wählende Lehrfach davon abhängen, welche Lehrer sich an der betreffenden Schule am besten für den plattdeutschen Unterricht eigneten. Inzwischen hat man sich nun, wie die „Frkf. Ztg." mitteilt, bemüht, festzustellen, ob die Voraussetzungen für einen plattdeutschen Unterricht bestehen, d. h. ob überall Lehrer vorhanden sind, die plattdeutsch unterrichten können.

In einer Umfrage wurden drei Fragen gestellt: 1. Wer von den Lehrern spricht Plattdeutsch als Muttersprache? 2. Wer kann überhaupt noch Plattdeutsch geläufig sprechen? 3. Wer kann plattdeutsch geläufig vorlesen? Die Antworten ergaben einen erheblich höheren Prozentsatz, als man erwartet hatte. Sie betrafen 97 Schulen. Darunter sind nur 24 Schulen, an denen kein Lehrer das Plattdeutsche als Muttersprache spricht. Geläufig plattdeutsch sprechende oder vorlesende Lehrer gibt es an sämtlichen Schulen. Im ganzen geben 291 Lehrer Plattdeutsch als Muttersprache an, 187 können es geläufig sprechen und 241 vermögen es geläufig vorzulesen; das Ergebnis bezieht sich auch auf die höheren Schulen.

Ausstellung Rasse, Sippe, Siedlung

Im Monat März, beginnend am Sonntag, dem 1. März, wird in der Städtischen Gemäldegalerie eine Ausstellung „Rasse — Sippe — Siedlung" durchgeführt, deren Träger die Kreisleitung Bochum der NSDAP. ist. Die Ausstellung zerfällt in drei Abteilungen, der Abteilung „Rasse" werden Groß- und kleinere Photos, plastische und graphische Darstellungen und andere Bildtafeln über Rasse- und die damit in Verbindung stehenden Fragen der Erbhygiene u. die Gefahren der Erbkrankheiten gezeigt. Es handelt sich dabei um das Material der gleichnamigen Ausstellung des Gauschulungsamtes des Gaues Westfalen-Süd der NSDAP. Die Abteilung „Sippe" umfaßt Stamm- und Ahnentafeln aller Art, Familiengeschichten in Buchform, wertvolle Originalurkunden aus Familienarchiven, bildliche Darstellungen sowie Anleitungen zur Literatur für Familienforschung. Die dritte Abteilung, die sich mit Fragen der Siedlung beschäftigt, enthält vielseitige Bildtafeln über bevölkerungspolitische Angelegenheiten sowie Gegenstände aus der Früh- und Vorgeschichte, wie z. B. Stein- und Bronzewerkzeuge u. ä. Die Eröffnung der Ausstellung findet am Sonntag, dem 1. März, 11 Uhr, statt. Sie ist werktäglich von 8—22 Uhr, Sonntags von 10—18 Uhr geöffnet.

Römer an der Weser

Von Hjalmar Kutzleb

Etwa um 12 vor Christ hatte sich Augustus, hatte sich die römische Politik entschlossen, die Provinzialgrenze vom Rhein bis an die Elbe vorzuschieben. Die Stiefsöhne des Kaisers, erst Drusus und nach seinem Tode Tiberius, unterwarfen Nordwestdeutschland in einer Reihe von Feldzügen. 6 nach Christ fehlte nur noch Böhmen, wo Marbod ein starkes germanisches Reich errichtet hatte. Auch dieses nunmehr abzutun, ließ Tiberius ein starkes Doppelheer aufmarschieren. In Nordwestdeutschland trat an seine Stelle Varus. Schon rollte der Angriff auf Böhmen, da brach im Rücken der Römer in Ungarn ein furchtbarer Aufstand los, und vier Jahre hatten Tiberius' Legionen zu ringen, bis Ungarn am Boden lag. Eben sollten die Siegesfeiern in Rom anheben, da kam eine neue Schreckenskunde vom Rhein her. Nordwestdeutschland hatte sich erhoben und den Statthalter Varus mit drei Legionen gründlich abgetan. Das Gebiet zwischen Rhein und Elbe war verloren. Rom zitterte vor einem Einbruch der Germanen in Gallien. Er kam nicht, aber Augustus und noch mehr der Thronfolger Tiberius überzeugten sich, daß die Unterwerfung Germaniens Roms Kräfte überstieg.

Anno 14 starb Augustus. Tiberius folgte. Der Thronwechsel gab den Anstoß zu einer allgemeinen Meuterei der Legionen am Rhein und an der Donau. Damals war der Neffe des Tiberius, der Sohn des Drusus, römischer Generalstatthalter am Rhein und in Gallien. Er schlug seinem Oheim, um die innere Spannung im Heere nach außen abzulenken, einen Feldzug gegen die Germanen vor, und Tiberius stimmte zu. Freilich dachte der Kaiser wohl nur an eine Sühnemaßnahme, während der Ehrgeiz des jungen Prinzen viel höher hinaus stand.

Armin kannte die Macht Roms. In weiser Mäßigung vermochte er seine siegreichen Landsleute im Jahre 9, die Rheingrenze zu achten, so leicht ein Zug nach Gallien schien. Armin hoffte wohl, damit den Römern einen erneuten Angriff auf Germanien abzukaufen. Nun schien es, als ob er sich verrechnet hätte. Ein kurzer Stoß der Römer ins Bergische Land im Herbste 14 kündigte einen größeren Feldzug an, und Armin dürfte bald gemerkt haben, was die Zukunft braute, aber die Frist, die westdeutschen Stämme zur Abwehr zu einen, war zu kurz. Schon im Frühjahr 15 stieß Germanicus rasch und heftig ins Hessenland vor, zerstörte den Hauptort Mattium und kehrte dann ebenso schnell an den Niederrhein zurück, um sich gegen die Cherusker zu wenden. Zwei Wege wählte er, den einen die Lippe hinauf und über den Teutoburger Wald auf die Westfälische Pforte zu, den anderen zu Wasser den Rhein hinab, durch den Südersee und wieder die Ems hinauf zu Schiff und erst dann zu Lande ebenfalls nach der mittleren Weser. Den Weg sollte der erprobte Feldgeneral Caecina vormarschieren. Den Emsweg behielt sich Germanicus selber vor.

Armin hatte den Heerbann der Westgermanen aufgeboten, fühlte sich aber den vereinigten römischen Heeren nicht gewachsen und wich einer Entscheidungsschlacht aus. Umsonst verheerten die Römer die Bauerndörfer, umsonst suchten sie das Schlachtfeld des Varus auf und bestatteten die Gebeine der Gefallenen. Der Sommer verstrich in nutzlosen Kreuz- und Querzügen. Armin rechnete, daß der Herbst den Römer nach Hause zwingen würde. Und die Rechnung stimmte. Germanicus mußte, da die Schiffsgefäße nicht hinreichten, das Heer wieder teilen und die Südarmee unter Caecina auf dem Landwege von der mittleren Ems auf Wesel in Marsch setzen, wo durch öde Moore nur schlechte Knüppelwege führten. Selber benutzte Germanicus wieder den Wasserweg. Nun war die Stunde Armins da. Seine Scharen hefteten sich an die Südarmee, und Caecina gewann nur mit genauer Not den Rheinübergang. Wenn die zeitgenössischen Berichte zuverlässig sind, hat auch die Nordarmee, die auf und längs dem Wasser zurückkehrte, durch Unwetter erhebliche Verluste gehabt.

Der Mißerfolg des Jahres 15 spornte den ehrgeizigen Römerprinzen zu verdoppelter Anstrengungen. Acht Legionen stellte er während des Winters auf Kriegsfuß, mit den Hilfsvölkern an achtzigtausend Mann, nahm Bataver, Friesen und Chauken, die meerumwohnenden Stämme der Westgermanen, als Schiffbauer und Seeleute in Pflicht und bot ihren Heerbann zu Hilfe auf.

Auch Armin ging nicht müßig. Zunächst brachte er eine Eidgenossenschaft der Weststämme zusammen und ließ sich das Oberkommando übertragen. Schon im Frühjahr griff er seinerseits die Feste Haltern an, die zwei Tagesmärsche aufwärts Wesel die Lippestraße beherrschte und das Hauptlager Birten gegen Ueberfälle von rechts des Rheines deckte. Zwar gelang der Handstreich nicht ganz, aber Germanicus war gezwungen, den Platz zu entsetzen und zu verstärken. Erst nach diesem Zeitverlust konnte er den erprobten Caecina auf der Lippestraße in Marsch setzen, während er mit der andern Hälfte des Heeres wieder den nassen Weg bis an die mittlere Ems benutzte. Dort vereinte er sich mit Caecina, ohne daß Armin es zu hindern versuchte. Das Ziel des Feldzuges war, ohne Rücksicht auf den Gegner bis zur Weser durchzustoßen, dort etwa bei Minden wieder einen Brückenkopf zu errichten, um womöglich noch weiter auf dem Hellweg nach Osten vorzudringen. Ob mit ob ohne Schlacht rechnete Germanicus, daß dann der Widerstand der Germanen zusammenbrechen müsse. Eine Rechnung, die so angesehen stimmte.

Armin hatte ähnliches vorausgesehen. Er kannte das römische Verfahren, durch Brandschatzung der offenen Dörfer die Germanen seelisch mürbe zu machen, und begegnete dem, indem er das Landvolk von links der Weser auf das rechte Ufer führte und die Verpflegung nach Möglichkeit erschwerte. Den gesamten Heerbann stellte er rechts der Weser an der großen Straßenfurt, also doch wohl gegenüber von Minden auf. Dort lag, angelehnt an das Wesergebirge, ein befestigtes Lager bei Rammen. Es flankierte den Hellweg auf dem Abschnitt zwischen Minden und Bückeburg. Nördlich dieses Weges bis ans Steinhuder Meer und bis Heimsen nächst der Weser dehnte sich eine sumpfige, schwer durchschreitbare Waldniederung, die nach Norden zu in Moor überging. Sogleich hinter der Weserfurt zweigte sich von dem Hellweg, der ostwärts über Stadthagen nach Hildesheim zu und weiter nach der Elbe strich, eine Straße nach Norden ab, etwa in der Richtung Verden—Rotenburg—Hamburg. Der Ostweg war der zuerst gegebene, wollten die Römer die Elbe gewinnen, und den sperrte Armin. Der Angriff auf ihn und seine feste Stellung bedurfte der Vorbereitung. Germanicus schlug links des Stromes, vermutlich auf der Hochterrasse, wo jetzt der obere Teil von Minden liegt, das übliche feste Lager auf. Es war wohl an oder bei der Stelle, wo sich schon das unglückselige Sommerlager des Varus erhoben hatte. Unter dem Schutz des Lagers schlugen die Legionäre eine feste Bockbrücke über die Weser.

In mächtigem Prall werfen sich die Gewalthaufen auf die römische Linie, und wie immer fast, sprengen sie die feindliche Front. Aber Germanicus hatte das vorhergesehen und eine starke Reserve hinter der vorderen Linie aufgespart, auch eine berittene Truppe zum Flankenstoß angesetzt. Nur mit gebremster Kraft trifft der germanische Stoß noch die Reserve, und die weicht nicht. Die Umgehungstruppe und die verwirrten Scharen der vorderen Glieder können die Germanen nun von hinten und den Flanken anpacken. Armin selber hat geführt. Er sieht, die Schlacht ist nicht mehr zu gewinnen. Obwohl selber verwundet, gelingt es ihm, seine Mannschaften zurückzuholen und im Wald und dem Rammer Lager der feindlichen Verfolgung zu entziehen. Zwar feiert der Römer am nächsten Tage auf dem Schlachtfeld ein pomphaftes Siegesfest, aber das ist auch alles. Dem taktischen Siege bleibt der strategische Erfolg versagt; das heißt, Germanicus kann es nicht wagen, den Marsch nach Osten fortzusetzen, solange Armin hart vor der Weserfurt steht. Die Leistung Arminis stellt sich der Blüchers bei Ligny würdig an die Seite. Es mag sehr schwer gewesen sein, die besiegten Germanen am Feinde zu behalten, denn der Germane sah in der Schlacht ein Gottesurteil, das man nicht zum zweiten Male anruft.

Für Germanicus folgten Tage peinlichen Abwartens. Als sich die Lage nicht änderte, entschloß er sich dazu, jenen zweiten Weg nach Norden einzuschlagen, vielleicht nur, um die Germanen wegzulocken, vielleicht, um auf dem Nordweg die Elbe zu erreichen. Freilich sperrte diesen Weg bei Heimsen, da, wo das engrische Gebiet mit dem der Cherusker zusammenstieß, ein mächtiger Grenzwall. Das Werk war für stürmendes Fußvolk uneinnehmbar, zumal wenn es eine entschlossene Besatzung deckte. Also mußte die Artillerie heran, die noch im Lager stand. Die Infanterie warf inzwischen erhöhte Stellungen auf, von wo aus die Artillerie der Ballisten und Katapulte mit Langspießen und Schleudersteinen die Wallkrone bestreichen konnte. Erst unter ihrem Schutz trat dann das Fußvolk mit Leitern und Haken zum Sturm an. Ein Teil der Besatzung, darunter der Engernherzog selber, stritt bis zum letzten Mann. Ein Teil zog sich in die nahen Wälder zurück. Denn dort waren inzwischen die Truppen Armins erschienen. Wiederum ergab sich für Germanicus eine Lage, bei der er mit dem Feinde in der Flanke den Weitermarsch nach Norden nicht wagen konnte. Zwar ließ er seine Leute in die Wälder stoßen, aber sie holten sich blutige Köpfe. Nur eine fliegende Kolonne stieß ein Stück weit nach Norden ins Land der Engern vor, eine leere Demonstration ohne Wirkung.

Aber nun kamen merkwürdige Nachrichten vom Rhein. Die Chatten bliesen das Heerhorn, und ihre Scharen drohten über den Strom zu gehen. Im Bergischen wurden die Marser unruhig. Die Etappenlinien an der Ems, wo die Flotte lag, schien bedroht. Nur schüchtern erwähnt Tacitus diese unbedeutenden Anzeichen, aber ihre Wirkung war, daß Germanicus nicht einmal wagte, das feste Lager an der Weser zu halten, sondern den Befehl zum allgemeinen Rückzug gab. Auch seine Verluste müssen schwer gewesen sein. Wieder teilte er an der Ems das Heer und schickte einen Teil zu Lande, aber nicht wieder auf dem Leidenswege Caecinas im Vorjahre, nach Hause, sondern durch Friesland. Das übrige benutzte die Schiffe.

Armin hatte im Kampfe mit einem Gegner, der Varus weit überragte, im Kampfe mit einem Heere, das dreimal so stark war wie das der Teutoburger Schlacht, bewiesen, daß er der größte Feldherr und Staatsmann seiner Tage war. Geschlagen auf dem Schlachtfeld von Idistawiso, hatte er durch überlegene Führung die Niederlage in Sieg verwandelt und zum zweitenmal, nun erst endgültig, Deutschland vor der römischen Herrschaft bewahrt. Kein römischer Soldat hat seitdem das Ufer der Weser betreten.

Es bringt nicht jeder Tag ...

Es bringt nicht jeder Tag
Dir Glück und Fröhlichkeit.
Und mancher Stundenschlag
Tönt dunkel in die Zeit.

Dann stehst du vielleicht bang
Am Weg in einer Not.
Und hörst du den dumpfen Klang,
Mit dem das Schicksal droht.

Laß nur dein Denken nicht
Der Furcht verfallen sein.
Bald macht ein neues Licht
Den Himmel wolkenrein.

Franz Cingia.

Wo Dietrich von Bern Hof hielt

Bilder aus Ravenna, der Stadt des ostgotischen Heerkönigs

Von Dr. Kurt Pfeiffer

Wenn wir auf dem Bahnhof von Venedig nach der besten Verbindung zum Adriabade Rimini oder zum Kriegshafen Ancona fragen, dann erhalten wir bestimmt die Antwort „Via Bologna, signore", denn der Durchschnittsitaliener fährt die Strecke über die alte Gelehrtenmetropole und Hauptstadt der Landschaft Emilia und meidet den Weg über Ravenna, die Residenz der weströmischen Kaiser, die das Grab Dietrichs von Bern und Dantes birgt. Ravenna ist Geschichte, Bologna Gegenwart. Einst war Ravenna die Residenz des ostgotischen Heerkönigs Theoderichs, den die deutsche Heldensage Dietrich von Bern nennt.

Heute umhegt Stille den einstigen Brennpunkt des Weltgeschehens. Die Landschaft, in die Ravenna gebettet liegt, ist unserm Wesen fremd, und unsere Seele wird gelähmt von dem Anblick des düsteren Pinienwaldes, in dem wir vergebens die bunte Vielheit der deutschen Wälder suchen. Wenn wir in die Stadt eintreten, in der Dietrich von Bern Hof hielt, bietet sich dasselbe Bild. Das Bahnhofsgebäude ist ein schmucklos nüchterner Bau, und der Blick über den an sich weiträumig und großzügig angelegten Bahnhofsvorplatz wird gehemmt durch das unfreundliche Gelbgrau der Häuserflächen, die sich in Richtung der Viale Farini entlangziehen. Wir können es nicht glauben, daß hinter dieser anspruchslosen Fassade eine Schatzkammer der Geschichte und besonders der deutschen, verborgen ist. Auch das Leben auf dem Platz Viktor Emanuels, dem Mittelpunkt Ravennas, läßt nichts von einer Stadt von immerhin 78 000 Einwohnern ahnen. Vor den antiken Säulen des Kommunalpalastes, die der Namenszug Theoderichs schmückt, sitzen heute kleinbürgerliche Menschen, den Filzhut tief in die Stirn gedrückt, schlürfen gelangweilt ein Glas dünne Limonade, ziehen schmauchend und schmatzend an einem billigen Glimmstengel oder nippen sparsam an einem Becher Wein. Erst wenn die neuesten Gazetten kommen, recken sich die breitschultrigen Gestalten, die sich eben noch an den Wänden lümmelten oder in der Wandelhalle auf- und abschlenderten. Da reißen sie den Zeitungsschreiern die drucknassen Blätter aus den Händen, und viele gierige Augenpaare starren auf die Papier gewordene Weltgeschichte. Wenn aber die Gazetten durchstöbert sind, verebbt der erste Rausch der Begeisterung, die Teilnahmslosigkeit des Landstädtlers brütet wieder über Ravenna.

Das andere Gesicht Ravennas lernen wir erst kennen, wenn wir den Corso entlangpilgern, der den Namen des Freiheitskämpfers Garibaldi trägt. In langer Reihe ziehen sich hier Kasernen entlang. Da tönen straffe militärische Kommandos, gellen Hornsignale durch die stille Stadt. Wachen präsentieren das Gewehr, Soldaten, die das faschistische Rutenbündel mit dem Beil des Liktors auf dem Uniformrock tragen. Durch die entlegenen Gassen der einstigen Residenz des Ostgoten Theoderich hallt heute der Schritt der Sturmbataillone des Duce, und auch in der Provinz erhebt der neurömische Imperialismus seine Stimme. Das Andenken Dietrichs von Bern lebt nur noch in den Kunstschätzen seiner Zeit fort, aber sein Geist ward verdrängt durch den des Römers Justinian. In Ravenna marschiert heute die Jugend mit den Schwarzhemden durch die Straßen und entbietet Benito Mussolini ihren Gruß: „Evviva il Duce!" Es lebe der Duce! Schlecht paßt dieser neurömische Geist zu dem sonstigen Stadtbild Ravennas. Da klappern zweirädrige Ochsenkarren über das holprige Pflaster da hocken mürrische Menschen von halbzerfallenen Anwesen, müde und träge, wie sich das Leben dieser Stadt außerhalb der Kaserne dahinschleppt. Wir treffen viele Radfahrer, aber wenig Autos. Und der Verkehr pendelt in sehr geruhigen Bahnen dahin. Auf den Plätzen und vor dem Bahnhof halten vorsintflutliche Pferdedroschken; die Gäule hängen traurig die Köpfe und dösen stumpfsinnig in den Tag hinein. Das ist das äußere Bild einer Stadt, deren Name als Schatzkammer einzigartiger byzantinischer und frühchristlicher Mosaikkunst guten Klang auf dem ganzen Erdenrund hat. Von der Schatzkammer haben die Zünftigen dicke Bände des Lobes geschrieben. Davon wollen wir hier nicht reden, denn wir suchen die Spuren Theoderichs, des germanischen Heerkönigs. Unter den Mosaiken der Kirche San Vitale, der einstigen Prunkkirche des Römers Justinian, entdecken wir das Bild der Kaiserin Theodora, seiner Gattin, mit merkwürdig sinnlichen und hochmütigen Zügen. Aber in der benachbarten Grabkammer der römischen Kaiserin Galla Placidia pocht germanische Geschichte an die Pforte: die Schatten Alarichs, des Westgoten, u. Athaulfs, seines Erben, steigen herauf, des Gatten der Galla Placida.

Die Spuren des ostgotischen Heerkönigs Theoderich aus dem Geschlechte der Amaler, der beider Werk vollendete, führen hinaus vor die Stadt, zu dem vielbeschriebenen Grabmal. Der Weg dahin ist reizlos. Er führt an halbverfallenen Häusern entlang, durch holprige Gassen und eine gute Strecke Wegs auf staubiger Landstraße, bis wir im Garten eines einsamen Gehöftes die „Rotonda", die letzte Ruhestatt eines großen Germanen, zwischen beschilderten und numerierten Bäumen und Gartenpflanzen entdecken. Wir können nicht glauben, daß die angebrochene Porphyrwanne, die man uns heute als Sarkophag des Theoderich bezeichnet, tatsächlich das letzte Lager des Gotenkönigs war.

Wichtiger erscheint uns die Entdeckung Rohrbachs, der sein Augenmerk auf den riesigen Granitblock richtet, mit dem man das Mausoleum überdacht hat. Das ist germanisches Erbe. So begruben in Deutschland unsere Altvordern unsere Helden, wie uns die Hünengräber der Lüneburger Heide künden. Diese Feststellung ist uns wesentlicher als alle Erklärungen der Fremdenführer zusammen. Denn hier ist urgermanisches Erbe in neurömische Gegenwart getragen worden, das Erbe eines germanischen Heerkönigs, der auf oberitalienischem Boden die Reihe germanischer Staatengründungen krönte durch sein national in sich geschlossenes Ostgotenreich. Als Theoderich mit seinen Goten gegen Odoakar zog, da siegte mit ihm der germanische Staatsgedanke über den römischen. Denn Dietrich von Bern blieb, wie uns das mittelhochdeutsche Epos von der Rabenschlacht überliefert, Germane und gotischer Heerkönig, auch als römischer General und kaiserlicher Reichsverweser. Deshalb wollte man das Andenken des germanischen „Ketzerkönigs" durch das des Vollblutrömers Justinian ersetzen. Nicht allzu lange nach Dietrichs Tod zerstörte man vieles, was an ihn erinnerte, und es kostet der faschistischen Regierung viel Mühe, mit der Spitzhacke der Erde zu Leibe zu rücken, wo sie die Reste des Palastes Theoderichs birgt. In der Flucht der Via Alberoni, in nächster Nähe des neurömischen Kasernenviertels, zeigte man mir Mauerreste aus Backstein, Kalk und Mörtel, die man dem Palast des Theoderich zurechnet. Griechischer Porphyrit und Marmor scheinen die Baustoffe gewesen zu sein. Von zwei freigelegten Mosaikfußböden weist der eine Zeichnungen aus Flechtwerk und Rauten auf und gibt Einblick in die Kunst der Ostgoten. Ein spärlicher Rest eines Prunkpalastes, von dem die Mosaiken der Kirche San Apollinare Nuovo noch heute erzählen: Eines germanischen Heerkönigs Glück und Ende im fremden Lande. Verlöscht und vergessen wie das Reich der Goten, das früher zerbrach als das andere germanische Reich der Langobarden.

Der Geist des großen Ostgoten starb nicht wie sein Reich Denn die Bestrebungen des Faschismus, Ravenna, die stille Stadt, wieder dem Meere zurückzuerobern, knüpfen unbewußt an germanisches Erbe an: Das Mosaik in der Kirche San Apollinare Nuovo zeigt neben dem Palast des Theoderich drei Schiffe als Sinnbild der Seefahrt. Das eine davon ist ein germanisches Wikingerschiff und trägt ein Segel. Seefahrer waren auch die Goten, als sie hier ihr Nationalreich gründeten. Und an der Schöpfung der einstigen Seestadt Ravenna, die wieder Hafenstadt werden soll, hatte Dietrich von Bern einen hervorragenden Anteil.

Stopp, Nachtexpreß!

Ein Erlebnisbericht von Fred Rodon

Es ist genau 22 Minuten nach Mitternacht westkanadischer Zeit, wie ich mit Hilfe der aufglimmenden Zigarette vom Ziffernblatt meiner Armbanduhr ablese. Also noch dreizehn Minuten, bis der Transkontinent-Nachtexpreß Vancouver—Montreal fällig ist . . .

Eingehüllt in völlige Dunkelheit liegt die Prärie. Vor mehreren Stunden erlosch in den sieben oder acht Holzhäusern der in einiger Entfernung befindlichen Siedlung das letzte Licht. Unweltliche, lautlose Stille, hin und wieder nur durchbrochen von dem heiseren, hungrig-klagenden Bellen eines streifenden Prärlewolfes. Beängstigend ist die Finsternis. Sie nimmt mir jedes Gefühl für Raum und Zeit.

Bahnhof ohne Personal

Den Mantel umgehängt, unter dem es sich mein Foxterrier Axel bequem gemacht hat, der ein erfahrener „Tramp" ist, meine sonstigen Besitztümer in einer Decke verschnürt greifnahe neben mir, hocke ich auf der Türschwelle des Stationsgebäudes, das aus einem neben die Schienen auf den Sand gesetzten Eisenbahnwagen besteht. Zweimal wöchentlich hält hier ein Zug, und zwar auch nur, wenn jemand mitfahren will. Soweit das dem Lokomotivführer rechtzeitig erzählt werden kann, hängt an der Frontseite dieses famosen Bahnhofsgebäudes ohne Bahnhofspersonal eine rote Flagge und eine rotgläserne Laterne, die, getreu dem Grundsatz „Hilf dir selber", von den Reiseanwärtern höchstpersönlich zu gebrauchen sind. Wer das nicht weiß, nun, an dem fährt der Zug eben vorüber.

Ich habe es sehr eilig. Denn auf mich wartet ein Posten als „Timekeeper", Lohnbuchhalter heißt das, beim Bahnbau-Extraarbeitsgang Nr. 3, rund 600 Meilen östlich von hier. Mein Freund Jim hat mir das telegraphisch mitgeteilt. Ich muß bis morgen abend eintreffen, sonst fordert man einen anderen Mann an. Und solche Posten wachsen hier nicht zu dicht auf den Bäumen; man muß da schon sein Netz blicksicher aufhalten, um sie aufzufangen.

Also heißt es sich beeilen. Aber wie? Der nächste nach Osten gehende Frachtzug ist erst in 24 Stunden zu erwarten, der nächste Expreß aber, der hier angewinkt oder angeleuchtet werden darf, gar erst in zwei Tagen. Was sonst vorüberrast, ist alleiniger Machtbereich der Leute, die Börsenkurse und Aktienotierungen zu deuten wissen. Und meine fünfzig Cents, die ich noch besitze, ergeben nicht einmal eine Kleinaktie. Geschweige denn das erforderliche 600-Meilen-Reisegeld für den Tabu-Nachtexpreß, der da schon in wenigen Minuten herandonnern wird.

Achtung! Rotes Licht!

Nun gibt es nur noch eines: Handeln! Denn schon fällt weit im Westen der riesige Lichtkegel des Lokomotivscheinwerfers über das stählerne Band, das leise zittert. Und plötzlich werde ich ruhig, ganz ruhig. Langsam stehe ich auf, knöpfe meinen Mantel zu, hänge mein Bündel über die Schulter und stecke die rotgläserne Laterne an, während sich Axel-Fox dicht zu meinen Füßen hält. Noch drei, noch zwei Minuten — nur noch eine — —

Jetzt! Blendendweiß schießt das Lichtbündel wohl zwei Kilometer voraus vor dem im Hundert-Kilometer-Tempo herantosenden Zug. Eine Sekunde letzten Zögerns — und ich schwenke im weiten Halbkreis das rote Licht: einmal, zweimal, dreimal . . . Schon gellen laut und schrill die Pfeifen der Lokomotive — verstanden! Bremsen kreischen . . .

Ein Griff nach dem Hund, und ich haste an der langsam ausrollenden Wagenreihe entlang. Stimmen werden laut, verschlafene Gesichter erscheinen an den Fenstern, Zugführer und Schlafwagenneger klettern gespenstisch aus den Türen, Laternen und Taschenlampen leuchten aus einigen Abteilen auf: Was ist los? Warum hält hier der Zug?

„Ich muß mit!" Das ist alles, was ich sage. Mit zwei Schritten bin ich aus dem Dunkel an der geöffneten Tür, vorbei an dem Zugführer, dem bei meinem Anblick der Fluch zwischen den Zähnen hängen bleibt. Noch ein kräftiger Schwung — ich stehe im nächsten Augenblick im hell erleuchteten Pullman-Wagen.

Fuchs im Hühnerstall

Wie durch einen Schleier sehe ich die erstaunten Blicke der Ladies und Gentlemen, fühle das Anstarren aus kalten und ausdruckslosen Augen, dahinter diese Mischung aus Sensation und Empörung: Was will dieser Vagabund mit seinem Hunde hier bei uns?

Richtig. Wir beide sind nicht ganz vorschriftsmäßig für diesen Tabu-Nachtexpreß. Aber was kümmert's mich? Mir geht's um meinen Lohnbuchhalterposten! Also packe ich den Fox unter die Bank, mein Bündel ins Gepäcknetz, mich selber in die Ecke am Fenster und meine Füße auf die Polster gegenüber: Nach mir die Sündflut! Leise, unmerklich fast ruckt der Zug schon wieder an — —

Der Zugführer, sein Fahrscheinheft in der Hand, steht vor mir: „Well, mein Herr, wohin wünschen Sie zu fahren?" Gleichmütig fragt er. Wir sind im Westen, ausschlaggebend ist einzig und allein der Inhalt der Brieftasche, und Geschäft ist Geschäft. Langsam kriecht mir ein etwas beklemmendes Gefühl den Rücken hoch. Ich nenne mein Ziel, so, als wollte ich eben mal mit der Straßenbahn fahren. Kurzes Rechnen: „Macht 27 Dollar und 20 Cents, mein Herr . . ."

Endlich Wild-West!

„Ich habe kein Geld!" Ruhig kommen mir diese vier kurzen, inhaltsreichen Worte über die Lippen, hüpfen zum Zugführer und von ihm dann weiter durch den langen Wagen, um zuletzt allen in die Ohren zu dröhnen: Ich habe kein Geld!

Es ist gesagt. Unwiderruflich! Unhörbar rauscht ein allgemeines Aaahhh! durch den Wagen. Die Sensation ist da! Erst den Zug anhalten, nun kein Geld! Das ist echt Wild-West! Endlich! Da hat man doch daheim, im zivilisierten Osten, ein Erlebnis zu erzählen! Sicher ist es ein entsprungener und verfolgter Gangster! Nein, wie interessant! Es sind ordentlich wohlwollend-dankbar streichelnde Blicke, die mich treffen. Zu interessant aber auch!

„Kein Geld? Bist du verrückt?" Wie ein Schmerzensschrei entfährt es dem Zugführer. Kein Geld! Das allerdings ist eine Todsünde! Ohne Geld . . . Ich versuche zu erklären, zu begründen. Die wohlwollenden Blicke werden wieder starr. Was, keine Sensation? Nur ein Lohnbuchhalter, der zu seinem Bahnbau-Arbeitsgang will? Unerhört! Wieder raus mit ihm! Der Zugführer ist ratlos. Geld habe ich nicht, das weiß er jetzt. Den Zug nochmals anhalten und mich wieder absetzen? Geht nicht. Also auf der nächsten Station der Polizei übergeben. Die Station kommt in etwa fünf Stunden, bis dahin kann ich nachdenken: Lebewohl, Lohnbuchhalterposten, mit 40 Dollar im Monat und freier Verpflegung und Unterkunft im Wohnwagen . . .

Ein weiser Richter

„Wenn du Glück hast, mein Junge, läßt dich der Polizeirichter mit sechs Wochen laufen", beruhigt mich der stämmige Polizist, als wir beiden mitsamt dem Hund durch die morgenstillen Straßen der westkanadischen Prärlestadt R. zum Polizeiquartier wandern.

Um neun Uhr morgens stehen wir vor dem Richter. Allgemeines Gegrinse, anfangend von der erhöhten Richterbank bis in die letzte Saalecke, als wir in der Anklagebank uns aufbauen. Kurze Erläuterung durch den Polizisten, drei Fragen an mich, und schon fällt das Urteil: Zwölf Stunden harte Arbeit!

Die darf ich abreißen im Garten des Gewaltigen. Mittags bereits steht meine Zuggeschichte in den Zeitungen, mit drei Schlagzeilen Ueberschrift. Unser beider Bild fehlt ebenfalls nicht. Nachmittags habe ich Zuschauer, die sich daran ergötzen, wie brav der Zuganhalter unter Aufsicht seines struppigen Hundes den Garten bearbeitet.

Um sieben Uhr abends kommt der Polizeirichter. Besieht sich die Arbeit, klopft dem Axel-Fox, der es für seinen Meister ausnahmsweise duldet, die Seiten, und langt in die Tasche: „Hier sind zehn Dollar. Sie reichen für die Reise. In dreizig Minuten fährt ein passender Zug." Und dann schütteln wir uns lachend die Hände . . .

Als ich diese Zeilen niederschreibe, bin ich schon drei Wochen Lohnbuchhalter beim Bahnbau-Extraarbeitsgang Nr. 3, irgendwo im kanadischen Westen, an der Hauptstrecke vom Atlantik zum Pazific. Vor einer Stunde erst habe ich dem Zugführer vom Tabu-Expreß zugewinkt. Er tat ja nur seine Pflicht . . .

Der wandelnde Hut

Käpten Abeke erzählt eine Lügen-Geschichte

Es war so gegen zwölfe nachts, als Käpten Abeke einen mächtigen Köm durch die Kehle jagte, den grauen Seebundsbart zurechtstrich und erzählte:

„So Stücker zwanzig Jahre mag es her sein, als ich meine Tilla, mein Segelboot, erstand. Von der Rostocker Werft nach dem Altbagener Boddenhafen ging die Jungfernfahrt.

Langsame Fahrt, schnell trinken . . . 'n schöner Tag war's!

Tia, und in der Nacht hatten wir genügend getankt und eingeweiht.

Tillachen war angebunden, und 'n bißchen Ausruhen in der Nacht kann nie schaden, dachte ich. Und sitz nun schön im Garten vom „Blauen Anker" und freu' mich so recht meines Lebens!

Denn das Boot war gut, und der Köm war gut . . . und das ulkige Ding, das vor mir am Garteneingang lag, na — das war auch gut."

Käpten Abeke versenkte einen neuen Köm im Schnauzbart und erzählte weiter:

„Das Ding also war mein Hut! Ich hatte ihn, als ich mit Mühe in den Garten lavierte, wohl weggeschmissen. Sah ihn jetzt im Mondschein liegen und sinnierte, ob das Ding zu klein oder mein Kopp zu dick . . . da begann sich der Kerl zu bewegen . . . !

Ich hielt im ersten Schreck die Puste an, was immer gut sein soll. Ich beäugte das dunkle Ding scharf und beschwichtigte mich: Bist betrunken! Hast Sinnestäuschung, Käpten! So was soll ja vorkommen, bibibi! Und richtig — das verflixte Ding stand jetzt stille!

Na also, dachte ich erleichtert . . . tippelippelipp . . . da lief das Biest wieder weiter, so seine zehn, zwanzig Zentimeter! Nun wußte ich, daß der Teufel sein Spiel trieb, und lief, so schnell ich konnte, ins Haus!

Am anderen Morgen war nicht ein Schwanz zu finden. Der vom Schwarzen besessene Hut war und blieb spurlos verschwunden. Schade um den schönen Hut!

Ich setzte meinen Köter Bimbasch an — das dumme Viech witterte — und lief schnurstracks an die Theke vom „Blauen Anker"! Er war eben mehr Führ- als Spürhund, der liebe — —

Eines nachts sitze ich in der Stube, beguck mir 'ne Verordnung vom Seemannsamt, da schnurrt und faucht es von der Küche her. Ich trete in die Tür und stehe vor Lieschen, der alten Igelin, die öfter nachts, wenn sie Heimweh hat, ihre hingestellte Milch saufen kommt. Und schau einer an — heute hat sie vier Junge mitgebracht!

Die Kleinen blieben hübsch still und stellten sich tot, als ich angeschlürft kam. Und plötzlich kommt mein verschwundener Hut quietschvergnügt die Küche bereingetippelt!

Und oben drauf, so recht schön in der Falte, liegt ein kleiner puszliger Igelmann! Verflixt nochmal! dachte ich. Und schwubbs, da gab's einen Schubbs von unten. Der kleine Igelmann fiel backbord auf den Klinkerboden, und unter dem Hut kam der Igelvater hervor, der ihn in jener Nacht gemaust hatte. Eben um den kleinen Kerl, der ein bißchen auf einem Beinchen hinkte, mit auf die Reise nehmen zu können!

Ordentlich vollgesogen und rund wie Kugeln rollte jetzt die ganze Bande nach der Gartentür, mit Ausnahme des invaliden Stachelkerlchens. Das bekam von Mutti einen Stups an die Backe, verstand, guckte bittend an mir hoch und trollte nach dem warmen Ofen, wo es sich artig niederlegte.

Es war von den Alten bei mir einquartiert! Denn draußen hätte es verhungern müssen. Draußen hieß es laufen können oder sterben . . . !

Tia, meine Herren, so war die Geschichte, die keine der dämlichen Gespenstergeschichten ist, wie sie hier, noch dazu von ausgewachsenen Kerlen, verabfolgt werden! Aber sie ist wahr!

Und wenn euch gelüstet, den Hut sehen zu wollen, so kommt am . . . einunddreißigsten zu mir, da feiere ich nämlich meinen . . . sechzigsten Geburtstag . . ."

„Der Monat hat ja nur dreißig Tage!" warf da der Lehrer hin.

„Ist das meine Schuld?" knurrte Abeke. „Gute Nacht!"

J. F.

Flucht vor Peter

Von Kurt Reiße-Greiffenberg

Bevor ich meine unschuldige Unterhaltung beginne, muß ich notgedrungen die Hauptperson vorstellen — also gestatten Sie freundlichst: Peter, ein angehender Pimpf von tatsächlich schon drei Wochen und acht Pfund fünfundsechzig Grämmchen Lebendgewicht! Und damit komme ich zur zweiten Haupt- oder soll ich sagen: Nebenperson: Zu mir —

Mit mir stimmte in letzter Zeit manches nicht. Sie werden's mir nachfühlen können: Einerseits hat ja einer meiner großen Kollegen anno dazumalen gelassen ausgesprochen: Raum ist in der allerkleinsten Hütte — das streite ich durchaus nicht ab, sonst kommt mir meine ansonsten durchaus gar nicht kratzbürstige Eheliebste auf den Hals — andererseits jedoch muß ein halbwegs zünftiger Schriftsteller auch dieses wissen: Von Luft und Liebe allein kann man die kleinste Schusterrechnung nicht quittiert beiseite legen — —

Zu deutsch: Man muß arbeiten — Talerchen verdienen, wie meine fünfjährige Marie-Luise so schön bemerkt, wenn wieder einmal unser Geldbriefonkel lieblich klingendes Honorar auf den Tisch des Hauses läuten läßt. Bislang ging das ja ganz gut mit dem Schriftstellern, Dichten und Trachten. Die kleine Marlis ist den Tag über in der Spielschule und tobt sich dort nach Herzenslust aus. Aber seitdem wir den kleinen Schreihals im Hause haben — den Lautsprecher — Verzeihung — Sie verstehen: Wenn meine Frau das liest. — Also ich meine natürlich unsern kleinen, süßen, artigen Peter — das Peterle — seitdem also habe ich in meiner eigenen Wohnung so gut wie gar nichts mehr zu melden. Richtiger und wahrheitsgemäß: Ueberhaupt nicht bemerkbar machen darf ich mich.

„Mit deinem ewigen Schreibmaschinengeklapper — es ist nicht zum Aushalten — denke an Peterle — nimm doch endlich einmal Rücksicht — was der arme Kerl schon für Augenränder bekommen hat — sieh bloß —" So geht das den ganzen Tag! Und ich bedauere das heftig gegen die klappernde Schreibmaschine protestierende Peterle, und ich stelle mit flüsternder, erregter Stimme fest, daß er tatsächlich Augenränder hat — daß er eigentlich zum Gotterbarmen miserabel ausschaut (die zahlreichen Besucher, alle Nachbarinnen und urplötzlich aufgetauchten, wenn auch seit Monaten untergetauchten „lieben Freundinnen" und „nur auf einen Sprung sich den süßen Kerl ansehen wollenden, sonst gar nicht neugierigen Bekannten", die mir das Leben fast noch mehr zur Hölle machten als mein Stammhalter —, die alle also finden, daß er ganz propper und stabil aussieht. Die Augenränder existieren scheinbar also nur in der Einbildungskraft meiner Frau!

Was blieb mir also groß übrig? Ich klemmte meine Torpedo unter den Arm, die Mappe mit Papier unter den anderen und schlug mit seitwärts in die Büsche — von wegen dem Honorar — Sie verstehen schon. Aber da ging die Sache auch nicht lange gut. Ueber meinem gequälten Denkerhaupt, dicht an meinem Antlitz vorbei, vor meinen tippenden Händen, überall, wo außer mir überhaupt noch Platz war, zog meine Frau Leine um Leine. Und als die bekannten Mulltücher erst vor mir und hinter mir und über mir zum Trocknen an den paar Dutzend Bindfadenleitungen hingen, Leitungen, also genugsam um mich herum, da war eine Leitung, die wichtigste der Familie: Meine Leitung! restlos gestört. Kurzschluß, kein Anschluß an das Land der geldbringenden geflügelten Phantasie! Es war fürchterlich — dauernd saß ich meiner Frau im Wege — dünner konnte ich mich beim allerbesten Willen nicht mehr machen: Ganze siebenzehn Pfund hatte ich seit acht Tagen schon abgenommen und hatte seit meiner Militärzeit den Tiefstand erreicht.

Ein einziger Ausweg blieb: Raus aus der Küche und rauf auf den Dachboden!

Nun ist ein unheizbarer Dachboden im Winter eine durchaus nicht auf die leichte Schulter zu nehmende Sache. Die Aussicht war ja wundervoll: Hoch über die Giebeldächer und volkbelebten Straßen der kleinen Stadt schweift der Blick ungehindert zu den im blauen Dunst verblassenden Bergen. Doch auch hier oben, drei Stock über unserer „Flüsterstube", verfolgt mich das nieermüdende Stimmorgan unseres Stammhalters — ich schwöre darauf, daß er bei weiteren Fortschritten einen erstklassigen Feldwebel abgeben wird. —

Ich legte das zehnmal angefangene neueste Manuskript — eine friedliche Ostererzählung — hoffnungslos beiseite und entfloh in die seit langem gemiedene Stammkneipe. Doch auch in „Schneiders Bierstuben" hatte ich keine Ruhe. Zwar vor Peterle: Bis hierher reichte sein „zartes Stimmchen" beim besten Willen nicht! Doch ich hatte eine Riesendummheit begangen: Jeder Mensch läßt sich schließlich allzu gerne bedauern, wenn's ihm zu schlecht geht. So hatte ich nichts Eiligeres zu tun, als den so lange schnöde gemiedenen Freunden meine Bedrängnis in ergreifenden Worten zu schildern. Da hatte ich mich aber erst recht in die Nesseln gesetzt. Schadenfreude ist bekanntlich die reinste! Ich trank vor lauter Aerger über meine Vertrauensseligkeit beinahe einen Schoppen über den Durst — und über meine noch nie so wie jetzt in Anspruch genommene Kasse! Und als ich nach Hause kam und leise wie eine reuige Seele ins Bett schlüpfen wollte, mußte ich mir auch noch eine eindringliche Stammpauke meiner holden Gattin anhören: Was der Junge denn von so einem Vater denken soll, daß ich mit gutem Beispiel vorangehen soll — ich soll doch um Gottes willen nicht vergessen: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm — von wegen dem einen Schoppen zuviel. — Kurz und gut: Es war einer der entsetzlichsten Abende meines kummervollen Lebens!

Doch in der Nacht, da alles schlief — sogar Peterle bekam auf zwei unvergeßliche Stunden das Kunststück fertig — kam mir ein wundervoller Gedanke.

Verreisen — — —

Dazu gehörte bekanntlich Geld. Ich hatte keins. Aber — Kleinigkeit — man soll nicht an den Menschen verzweifeln — besonders nicht an den Verlegern. Ich schrieb an den meinen, einen wahren Menschenfreund, ein bewegliches Klagelied mit der gleichzeitigen Bitte um einen Vorschuß. Er bedauerte nicht — er schickte, o Wunder, postwendend — Fünfhundert Mark — großgeschrieben, bitte!

Ich war gerettet!

Zweihundertundfünfzig gab ich meiner Frau — zweihundertundfünfzig verschwanden in meiner heißhungrigen Brieftasche — Auf Wiedersehen — Richtig: Wiederhören ist richtiger. — Und nun sitze ich hundert Kilometer entfernt in einem idyllisch gelegenen Gebirgsdörfchen, trinke jeden Morgen eine Riesentasse warme Kuhmilch, mache meinen ausgedehnten Spaziergang und denke, in einem Vierteljahr mit meinem ersten Roman fertig zu sein. Dann kehre ich reumütig zurück. Denn — es muß mir vom Herzen — man ist ja schließlich kein Rabenvater — ein wenig Sehnsucht habe ich nach dem kleinen Kerlchen doch. — Er ist in acht Wochen sicherlich schon gereifter — ruhiger — sozusagen männlicher geworden.

Der Unsichtbare

Roman von Arnold Valentin

Copyright by Verlag Neues Leben, Bayr. Gmain / Nachdruck verboten

14

Die Fahrt ging dann durch das wildromantische Taurusgebirge und die gesegneten Gefilde Ciliciens nach Aleppo oder Haleb, der größten Stadt des nördlichen Syrien. Dann ging's durch Schluchten und finstere Täler durch den Antilibanon hindurch nach Damaskus, der Sonnenstadt Esch-Schams der Araber.

Auch hier trat den Gelehrten ein ähnliches Bild entgegen wie in Harleb. Um den Bahnhof schöne Straßen mit sauberen, villenähnlichen Gebäuden in orientalischem Stil. Ein großer Boulevard mit zwei Fahrstraßen und Rasenplätzen, von Bosketts eingefaßt, in der Mitte führt nach der eigentlichen Stadt hinein. Man sieht zwar elektrische Straßenbeleuchtung und elektrische Straßenbahn, wenigstens in den größeren Straßen, aber weiter im Innern tritt dem Reisenden wieder das alte Gewirr von kleinen winkligen Straßen und Sackgassen entgegen.

Die Herren der Psychologischen Gesellschaft waren nicht so recht zufrieden. Zwar gab es immer wieder etwas Neues zu sehen und zu verarbeiten, aber der eigentliche Zweck der Reise war bisher noch sehr wenig erfüllt worden. Man hatte durch einen Händler einen angeblichen Fakir aufgetrieben. Nachdem er ein ansehnliches Bakschisch gefordert und erhalten hatte, zeigte er seine Künste. Die Fachleute merkten jedoch sehr bald, daß seine Leistungen mit seelischen Kräften nichts zu tun hatten und nur auf Taschenspielereien beruhten.

Aergerlich brachen sie ab und besichtigten nur noch die berühmte Omajadenmoschee, eines der größten mohammedanischen Heiligtümer.

Dann ging's nach Süden und das Tal des reißenden Jarmuk hinab ins Heilige Land. Alle waren froh als sie den Hexenkessel Jerusalem hinter sich hatten und auf der Bahn, die von den Engländern im Weltkriege gebaut worden war, durch Steppe und Wüste dem dunklen Erdteil zufuhren.

In Port Said hielt sich gerade ein wandernder Gaukler auf und gab dem Forschungseifer der Gesellschaft Gelegenheit, sich zu betätigen. Er lud die Herren mit ernster Bewegung ein, im Halbkreis Platz zu nehmen. Er führte zuerst die bekannten Kunststücke vor, in denen ein Junge eine Stange hochgeklettert und scheinbar in der Luft verschwindet, oder wo ein Mensch in einen Korb gesteckt wird und anscheinend von Degenstichen durchbohrt wird, während er sich am Schluß der Vorstellung unverletzt erhebt. Alles das wurde als geschickte Sinnestäuschung, Ablenkung der Aufmerksamkeit und blitzschnelles Handeln erkannt und bewertet. Ernster wurde jedoch das Hauptkunststück aufgefaßt. Der Gaukler erklärte mit undurchdringlicher Miene, er werde jetzt leise Flöte spielen und nach einiger Zeit werde der Palmenkübel, den er vor dem Halbkreis aufgestellt hatte, sich nach den Seiten neigen und schließlich frei einen Augenblick in der Luft bewegen. Er setzte sich den Zuschauern gegenüber, sah sie mit heißen, fanatischen Blicken an, die immer wieder zwingender wurden, und entlockte seiner Flöte seltsam traurige Klänge. Und siehe da, die Palme neigte sich immer stärker, schließlich schwebte sie einen Augenblick frei in der Luft. Alle sahen es, sogar der sonst so skeptische Dr. Sinn glaubte deutlich die Bewegung zu sehen. Lebhaftes Für und Wider gab es hinterher. Doch wie erstaunten die Gelehrten, als der Filmstreifen der Aufnahme, die heimlich gedreht worden war, auf der Leinwand erschien. Die einzig sichtbare Bewegung war das Hin- und Herneigen des Gauklers. Die Palme stand ruhig vom ersten bis zum letzten Augenblick.

„Also ein verblüffendes Beispiel von Massensuggestion, wie ich sie in diesem Maße nicht für möglich gehalten hätte", meinte Professor Krieger überrascht.

„Ja, der Kerl muß eine ungeheure suggestive Kraft haben, uns ohne Hypnose diesen allen physikalischen Regeln ins Gesicht schlagenden Anblick aufzuzwingen. Wir starrten ja alle wie hypnotisiert auf die Palme. Die erregte Erwartung, das Neigen des Gauklers nach rechts und links mag beigetragen haben zu unserer Sinnestäuschung. Aber in erster Linie hat der unheimlich starke Wille dieses Menschen gewirkt und uns in seinen Bann geschlagen, so daß wir tatsächlich die Bewegung des Kübels zu sehen glaubten", sagte Dr. Sinn.

Nach diesem wertvollen Forschungsergebnis fuhr die Gesellschaft weiter nach Kairo. Als man abends im deutschen Klub saß und sich angeregt mit Herren und Damen der kleinen deutschen Kolonie unterhielt, trat plötzlich lächelnden Angesichts der Schriftsteller Hans Hein ein. Erstaunt wurde er von den Herren empfangen. Am meisten aber freute sich Dr. Sinn.

Er sagte: „Das ist ja herrlich, Herr Hein, daß Sie wieder hergestellt sind und mitfahren können. Sie sprechen ja sehr gut arabisch, so daß Sie uns bei unseren höchst mangelhaften Kenntnissen dieser Sprache von sehr großem Nutzen sein können."

Hein erkundigte sich nach dem bisherigen Verlauf der Reise und den Forschungsergebnissen.

Professor Krieger gab ihm Auskunft: „Wir haben wohl sehr viel gesehen, aber eigentlich neue Ergebnisse auf irgendeinem Forschungsgebiete haben wir bisher, abgesehen von einem Falle, nicht aufzuweisen."

Er berichtete ihm, lebhaft von anderen Herren ergänzt, von der selsamen Massensuggestion in Port Said, was Hein natürlich sehr interessierte. Professor Krieger erzählte ihm auch, daß von Eingeborenenseite auf einen hervorragenden Schlangenbeschwörer hingewiesen worden sei ‚der in Karnak seine Künste zeigte. Er sei schon oft auf die Probe gestellt und nach völlig fremden Gegenden geführt worden. Stets aber habe er die Probe glänzend bestanden, alle Schlangen im Umkreise aufgestöbert, sie mit Beschwörungsformeln angeredet, und scheinbar hypnotisiert, um sie dann ohne weiteres zu packen und ungefährdet in einen Sack zu stecken. Man wolle der Sache auf den Grund gehen und nach einigen Tagen nilaufwärts fahren, um den Mann aufzusuchen, seine Leistungen genau zu beobachten und die Ergebnisse schriftlich niederzulegen. Er fragte ihn auch, wie er es herausgefunden hätte, gerade jetzt nach Aegypten zu kommen, das nach dem Reiseplan erst nach vierzehn Tagen erreicht werden sollte.

Hein lächelte und meinte: „Meine Verwundung war nicht so schlimm und ist schnell geheilt. Hierher bin ich eigentlich aufs Geratewohl gefahren, um hier auf die Gesellschaft zu warten."

Das entsprach jedoch nicht den Tatsachen, denn er hatte in Berlin die Nachricht bekommen: „Kommen Sie schnell nach Kairo. Die Gesellschaft wird bald hier eintreffen, nach Oberägypten weiterfahren und dort in eine Falle gelockt werden. Der Schlag soll jetzt fallen und jeder Arm wird gebraucht."

Er mißtraute zwar erst dieser geheimnisvollen Aufforderung und zeigte sie seinem Freunde Inspektor Kramm. Doch der beruhigte ihn mit der Mitteilung, daß die Polizei einen gewiegten Spürhund auf die Fährte der Gesellschaft gesetzt habe und daß von ihm diese Nachricht käme. Er würde selbst mitfahren. Da hatte ihn natürlich das Jagdfieber gepackt und er war mit dem Inspektor nach Kairo gekommen.

Kramm beobachtete scharf den deutschen Klub von der Straße aus. Da er nur wenig Brocken arabisch konnte, hatte er sich einen ägyptischen Beamten mitgenommen, mit dem er sich auf englisch gut verständigte. Hein gelang es, den beiden unauffällig mitzuteilen, daß alle Herren der Gesellschaft im Klub anwesend seien. Auch ein großer Araber mit langem schwarzen Barte hielt sich in der Nähe auf. Kramm tat jedoch so, als ob er ihn nicht sähe oder nicht sehen wollte. Es wurde ziemlich spät.

Endlich erschien ein Herr der Gesellschaft vor der Tür, sah sich vorsichtig nach allen Seiten um und verschwand schließlich in einer Nebenstraße. Auch der schwarzbärtige Araber war nicht mehr zu sehen, und Inspektor Kramm lächelte befriedigt.

Nach einiger Zeit kam auch Hein heraus und meldete, daß verschiedene Herren sich zurückgezogen hätten und nur noch einige Trinkfeste mit Kaufleuten der deutschen Kolonie zusammen säßen. Er hätte weiter nichts feststellen können.

„Und doch ist der Unsichtbare eben herausgekommen. Darauf möchte ich wetten. Er ist in der Richtung nach dem Flusse zu verschwunden. Doch keine Angst, er wird beschattet!" sagte Kramm.

Der schwarzbärtige Araber war vorsichtig dem Herrn vom Klubhaus gefolgt und hatte flüchtig gesehen, wie dieser an einer dunklen Stelle sein Aeußeres geschickt veränderte, so daß man ihn nicht wiedererkannt hätte. Der Herr ging dann zum Fluß hinab, stieß einen Pfiff aus und ein Araber kam mit einem Boot von einem kleinen Dampfer herüber. Leise besprachen sich die beiden, so daß der Schatten, der ihnen gefolgt war und hinter einem Haufen von Schiffstauen verborgen lag, nichts verstehen konnte. Aber trotzdem atmete er auf, denn er hatte den Herrn vor und nach seiner Verwandlung gesehen und wußte nun, wer der Unheimliche war. Vorsichtig entfernte er sich und gab den auf ihn wartenden Beamten Nachricht.

Alle schüttelten erstaunt und ungläubig den Kopf über die überraschende Aufklärung. Dann besprach man eingehend, wie man den Fuchs fangen wollte. Hein wollte im Feuereifer sofort oder gleich am nächsten Morgen den Unsichtbaren verhaften, aber die anderen widersprachen.

Er sollte auf frischer Tat ertappt werden, sonst würde der flüchtige Blick bei der matten Straßenbeleuchtung dem Gericht schwerlich als Beweis der Identität genügen. Darum sollte die Gesellschaft mit Hein ruhig abfahren, aber ein Polizeiboot sollte unauffällig folgen und im Ernstfalle zugreifen. Der Plan wurde in allen Einzelheiten festgelegt, und alle Möglichkeiten wurden in Betracht gezogen. Man nahm an, daß der Schlag irgendwo in der Nähe der Plantage El Kuwaijise geführt werden solle, und so hoffte Hein im stillen, auch seine Daisy wiederzufinden.

15.

Am nächsten Morgen unterhielten sich die Herren über die bisherigen Erlebnisse und über den weiteren Reiseplan. Dr. Sinn wollte in seiner Bescheidenheit die Führung der Gesellschaft in Aegypten an einen anderen Herrn abtreten, weil er der arabischen Sprache ja nicht mächtig sei. Er schlug Hein vor, doch dieser lehnte ab und auch die anderen Gelehrten widersprachen energisch. Schließlich willigte Sinn ein, die Führung weiterzubehalten.

Er ging dann mit Professor Krieger nach vorheriger Anmeldung zur Bank, um sich dort zu legimitieren und einen größeren Betrag abzuheben, den Krieger an sich nahm. Schließlich wurde noch ein Telegramm an die Berliner Bank abgeschickt und um eine neue Ueberweisung gebeten.

Nach dem Essen gingen die Herren zum Hafenviertel, um ein geeignetes Fahrzeug zu finden. Mehrere Schiffe lagen vor Anker, aber entweder waren es Lastkähne oder große Passagierdampfer, die für eine Sonderfahrt zu teuer waren.

Dr. Sinn meinte: „Wollen wir lieber mit einem fahrplanmäßigen Dampfer bis Karnak fahren oder mit der Bahn? Es würde uns doch viel billiger kommen!"

Doch der Professor sagte: „Das wäre doch schade. Wenn wir ein eigenes Fahrzeug haben, können wir halten, wo und wann wir wollen und so lange es uns paßt. Dort liegt ja noch ein kleiner Dampfer. Der würde gerade für uns zwölf Herren genug sein."

„Wir sind ja jetzt dreizehn! Die Unglückszahl! Wenn wir jetzt abergläubisch wären, würden wir nicht weiterfahren, bis wir noch jemand dazu gewonnen hätten", meinte der Dozent Pfeiffer lächelnd.

„Nun, Sie brauchen ja bloß noch jemand aus der deutschen Kolonie zur Teilnahme aufzufordern! Vielleicht hat einer der Herren Zeit. Es würde uns auch sonst von Nutzen sein, wenn wir einen Landeskundigen mitnehmen. Wir sind ja doch alle nur oberflächlich orientiert. Im Ernst, wollen wir nicht mal nachfragen?"

„Hm", brummte Professor Krieger, „ich habe nichts dagegen, aber wollen wir die Kosten tragen?"

Aergerlich antwortete Dr. Sinn: „Wir wollen doch nicht so kleinlich sein. Das Schiff müssen wir sowieso im ganzen bezahlen und das bißchen Essen für den Betreffenden können wir doch wahrhaftig tragen, wenn er uns mit seiner Kenntnis des Landes und seiner Sitten zur Seite steht."

Schließlich beschloß man, in der deutschen Kolonie Umschau nach einem Landeskundigen zu halten. Dann winkten sie dem Kapitän. Bereitwillig kam der Araber ans Ufer und erklärte sich bereit, die Gesellschaft auf seinem kleinen Schnelldampfer, wie er sein Fahrzeug stolz nannte, nach Siut und Karnak-Luxor zu bringen. Keine Miene verzog der Mann, als er seinen nächtlichen Besucher wiedererkannte.

Die Herren traten über die Planke auf den Dampfer, um ihn flüchtig zu besichtigen. Er war nicht groß, genügte aber vollständig. Allerdings mußten mehrere Herren eine Kabine teilen. Alles war frisch gescheuert und sauber, als wenn man auf die Reisenden gewartet hätte. Das war bei dem Schmutz, der sonst im Orient herrscht, eine erfreuliche Abwechslung.

Man wurde sich nach einigem von Hein geführtem Feilschen auch über den Preis einig, der an den sonstigen Fahrtaxen gemessen als niedrig zu bezeichnen war. Auch dieser Umstand bestimmte die Herren mit, das Schiff für einige Tage fest zu mieten. Der Preis wurde von dem Araber zum voraus verlangt und ihm auch ausbezahlt. Die Nacht brachten die Herren der Gesellschaft noch im Hotel zu.

Das Schiff lichtete den Anker und fuhr stromaufwärts.

Am frühen Morgen jedoch fanden sich alle am Kai ein. Dr. Sinn hatte am Abend auch noch einen Konsulatsbeamten ausfindig gemacht, der Oberägypten schon kannte und seine Ferien wieder dort verbringen wollte. Herr Müller war ein frischer junger Mann, der bereitwilligst über Land und Leute sprach und dem man nicht ansah, daß er bereits ein vielgenannter Polizeibeamter war. Er war eigentlich dazu bestimmt gewesen, auf dem Polizeiboot zu folgen. Doch war er der unerwarteten Einladung, auf den Dampfer der Gesellschaft zu kommen, natürlich gefolgt. Nichts verriet, daß Hein und er sich bereits kannten.

Hin und wieder sah man kleine Ortschaften am Ufer, die immer armseliger wurden, je mehr man sich von Kairo entfernte. Die Bahn begleitete den Fluß auf der linken Seite. Langsam glitten die Ufer an den Reisenden vorüber, zuerst noch von Pflanzungen eingefaßt, aus denen hin und wieder weiße Gebäude herüber grüßten. Auch die uralten Schöpfräder und hin und wieder ein ebenso alter Ziehbrunnen unterbrachen das sich immer einförmiger gestaltende Landschaftsbild. Am rechten Ufer trat dann die arabische Wüste dicht an den Fluß heran. An einigen größeren Plätzen, wie in Beni Suef und Minse, wurde gehalten. Doch die schmutzigen Orte verlockten nur wenige der Herren zu Entdekkungsreisen. Der Kapitän erklärte, am nächsten Mittag könnte man in Siut und gegen Abend in Karnak sein.

So dämmerte die Nacht herauf. Schnell bedeckte Dunkelheit die Landschaft, und die Lichter des kleinen Dampfers waren auf weite Strecken die einzigen, die man sah. Die meisten Nilfahrzeuge legen abends irgendwo an und fahren am Morgen weiter. Nur geschickte und erfahrene Kapitäne fahren auch nachts. Zu diesen schien auch der Führer des Expeditionsschiffes zu gehören, denn mit scharfen Augen durchspähte er von der Kommandobrücke das fahle Dunkel und ließ mit halber Kraft weiterfahren.

Noch lange saßen mehrere Herren auf Deck. Einer der Reisenden war Aegyptologe und ließ in einem gelehrten Vortrage die alten Reiche am Nil vor den geistigen Augen seiner Zuhörer auferstehen. Dann begab man sich zur Ruhe.

Niemand ahnte, daß es ein sehr unangenehmes Erwachen geben sollte. Zwei der Herren, Hein und der Konsulatsbeamte, taten so, als ob sie auch schlafen gehen wollten, kamen aber vorsichtig wieder an Deck, versteckten sich so gut wie möglich und beobachteten. Zunächst war nichts Verdächtiges zu bemerken. Nach etwa einer Stunde schien es plötzlich, als ob die Nacht noch dunkler würde. Die Augen der Beobachter hatten sich etwas an die Finsternis gewöhnt und bemerkten mit Argwohn, daß der kleine Dampfer den Hauptstrom verließ und in einen schmalen Seitenarm einbog. Dichtes Gebüsch, von einzelnen Palmen unterbrochen, dunkelte auf beiden Seiten und nur schwach leuchtete die Bordlaterne dem Führer. Ehe der junge Mann aus Kairo ihn halten konnte, zog Hein seinen Revolver, bestieg die Kommandobrücke und herrschte den Kapitän an: „Was soll das? Wohin fährst du uns?"

„Das wirst du gleich sehen", zischte ihn der Araber an.

„Sofort wird gestoppt und ich werde alle Herren wecken . . ."

Ein kräftiger Schlag, von hinten auf seinen Kopf geführt, beendete seine Worte vorzeitig. „Bindet und knebelt den Burschen, daß er nicht unnütz Lärm schlägt! Wir sind gleich da", raunte der Kapitän den beiden Matrosen zu, die ihm beigesprungen waren. Der Konsulatsbeamte hatte der Szene aus der Entfernung zugesehen. Er wußte Bescheid und ließ sich mit philosophischer Ruhe ins Wasser gleiten. Zwei Schwimmstöße brachten ihn ans Ufer. Dort setzte er sich in aller Gemütlichkeit nieder und untersuchte seine Waffen. Sie waren durch das kurze Bad nicht beschädigt, und so betrachtete er einstweilen ruhig den Sternenhimmel.

Plötzlich ertönten von dem Schiffe her einige Schüsse und Lärm. Gespannt lauschte er und versuchte, so gut es ging, durch das dichte Gebüsch dem Kampfplatz näherzukommen. Er sah auch bald das Schiff. Es hielt, und die Reisenden wurden gefesselt und einzeln an Land geschafft. Etwa zehn verwegen aussehende, schwerbewaffnete Araber bildeten ihre Eskorte. Es ging in den Busch hinein.

Vorsichtig folgte der Polizeibeamte. Da die Araber sich laut und freudig über den gelungenen Handstreich unterhielten, brauchte er nicht allzu große Vorsicht anzuwenden. Er sah, wie die Gefangenen in ein großes Vorratshaus geschafft wurden. Nur drei wurden getragen und weiter gebracht. Doch konnte er nun nicht weiter folgen, ohne Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden. Deswegen schlich er sich vorsichtig zum Fluß zurück. — — — —

Die Herren der Expedition wurden zu ihrem Schrecken plötzlich durch Schüsse aufgeweckt. Man hörte erregtes Rufen und lebhaftes Hin- und Herlaufen. Dr. Sinn und Professor Krieger traten aus ihrer Kabine heraus. Doch sie wurden ohne weiteres zu Boden geschlagen und gefesselt. Dann wurden die übrigen einzeln herausgeholt, nach Waffen untersucht und über eine Planke ans nahe Ufer geschafft.

Trotz ihres lauten Protestes wurden ihnen die Hände gebunden und sie mußten, von ihren Angreifern flankiert, hintereinander durch das Gebüsch marschieren. Nur drei wurden hinterher getragen, Hein, der noch immer geknebelt war, Dr. Sinn und Professor Krieger, die sich von dem Schlage noch nicht erholt hatten, der sie zu Boden gestreckt hatte. Die zehn anderen Herren, der Kapitän und die drei Matrosen, wurden gefesselt in ein großes, finsteres Gebäude geschafft, das wie ein Lagerschuppen aussah. Bewaffnete Posten wurden vor die Tür gestellt. Sie lachten nur über die ohnmächtige Wut der Gelehrten.

(Fortsetzung folgt!)

Frauenwelt und Heim . . .

Carmen Sylva

Zum 20. Todestag der königlichen Dichterin am 2. März

Von Alice Winter

„Eine einsame Königin" nannte man die deutsche Prinzessin auf Rumäniens Thron. Sie selber sagt in einem ihrer Werke:

„So lebte ich im Geiste
heimlich mein eigenes Leben: es ahnte das keiner.
Jeglicher Ton, jed' Wolkengebilde, mir ward es
Stoff zu unendlichem Denken und kühnem Empfinden."

Sie fühlte sich von ihrer Umgebung nicht verstanden und zog sich in sich selbst zurück.

Schon als Kind war die Prinzessin Elisabeth zu Wied einsam. Die gelähmte Mutter hatte ständig ihren Tod vor Augen und machte auch das Kind früh mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu einer Zeit, da das Gemüt anderer Kinder auf Spiel und Frohsinn eingestellt ist. Elisabeths Vater starb an einem Lungenleiden. Ihr Bruder litt an einer schweren Krankheit. Das ist keine gute Umgebung für ein Kind. Auch bei den Menschen, die ihr lieb und befreundet waren, erlebte sie sehr viel Trauriges mit. Es war eigentlich selbstverständlich, daß die junge Prinzessin schwermütig und nachdenklich wurde. Auf der anderen Seite war sie selber von einer unbändigen Gesundheit und Lebensfülle, aber wenn Wildheit hervorbrechen wollte, wurde sie durch die Umgebung immer rasch gedämpft. Sogar das Musizieren wurde ihr zwei Jahre lang von der Mutter völlig verboten, da diese fürchtete, die Musik könne einen allzu erregenden Einfluß auf die Tochter ausüben. Das Schönste, was die junge Prinzessin hatte, waren Park und Wald, die das elterliche Schloß umgaben, und es verging kein Tag, ohne daß sie hier umherstreifte. Im Walde war sie glücklich. Ebenso hing sie Zeit ihres Lebens zärtlich an ihrer kleinen Vaterstadt Neuwied „mit den sauberen Straßen und den stillen Herrenhutern, der sonnigen Ruhe und dem unermüdlichen Fleiß. Ich liebe jeden Pflasterstein darin. Uns hat das Leben weit hinausgetragen, dahin, wo Gott unsere Hände genommen und geführt hat. Aber unsere Herzen bleiben an der alten Scholle hängen. Darum sage ich „mein Rhein", „mein Neuwied", obwohl ich längst nicht mehr dazu gehöre, weil die große Liebe ein Besitztum ist, das ganz unentreißbar ist, das uns niemand streitig machen kann. In meinem Herzen ist nichts vergangen und nichts erloschen, und alles lebt wie am ersten Tage."

Früh wurde die junge Prinzessin an Arbeit und Pflichten gewöhnt, und die Arbeit ist bald ihr liebstes Gut. „Eines weiß ich, daß ich arbeiten möchte, arbeiten, ehe das Alter kommt, das mir die Kraft und alles andere raubt. Nur nie ermüden, nur nie verzagen, den Weg geduldig gehen. Er mag steil sein, und keiner weiß, was er auf dem Gipfel finden wird und ob es überhaupt einen Gipfel gibt. Aber wir sind für Arbeit und Kampf geschaffen; darum müssen wir kämpfen, bis das Blut in unsern Adern erstarrt."

Prinzessin Elisabeth genoß einen sehr sorgfältigen Unterricht, sie lernte weit mehr Dinge, als das sonst für die jungen Mädchen ihrer Zeit üblich war. Sie wurde auch in Buchführung unterwiesen und mit den Pflichten vertraut gemacht, die einer Frau obliegen, die einem großen Haushalt vorzustehen hat, was mancherlei Verantwortung mit sich bringt. Kochen dagegen lernte sie nicht, denn ihre Mutter fürchtete, daß sie sich damit ihre schönen Hände verderben könne und die Prinzessin machte sich, wie die meisten jungen Mädchen, nicht viel aus Essen. Wenn sie Obst und Brot bekam, war sie zufrieden und glücklich. Gartenarbeiten durfte sie nicht machen, so gern sie es getan haben würde, und von unserm heutigen Freiluftleben hielt man damals noch nichts. Wie mögen ihr in ihren späteren Lebensjahren die jungen Mädchen beneidenswert erschienen sein, die Sport und Spiel nach Herzenslust treiben durften.

Ihr italienischer Lehrer entdeckte ihr schriftstellerisches Talent und unterstützte es, obwohl er wußte, daß die Mutter der Prinzessin eine solche Betätigung ihrer Tochter für durchaus unerwünscht hielt. Carmen Sylva sagte später: „Gott, wie ist man einem Lehrer dankbar, der einen erkennt und ein wenig unterstützt."

Als sie erwachsen war, verlebte sie zwei Jahre in Bonn mit den Eltern und dachte an diese Zeit immer besonders gern zurück. Hier schenkte sie ihre erste Liebe dem Herzog Alfred von Edinburgh, aber obwohl sie fest darauf hoffte, er werde um sie werben, reiste er ab, ohne das bindende Wort gesprochen zu haben. Drei Jahre wartete und hoffte sie auf ihn, und noch lange nachher klang dieses Gefühl in ihrem Herzen nach. Erst als sie ihn dreißig Jahre später in Neapel wiedersah, war sie froh, daß ihre Wünsche sich damals nicht erfüllt hatten.

Bei einem Aufenthalt in Berlin lernte sie den Prinzen Karl von Hohenzollern kennen, dem bald danach die Krone von Rumänien angetragen wurde. Einige Jahre später wurde sie seine Frau und damit Königin von Rumänien. Sie wurde Mutter und war glücklich. Aber ihr Kind, eine Tochter, starb am Scharlach. Die junge Königin war tief unglücklich, und aus diesem tiefen Leid heraus begann sie zu dichten. Alle Schmerzen, die sie nicht aussprechen kann, werden zu Versen — bald schreibt sie auch Erzählungen, sie übersetzt rumänische Dichtungen ins Deutsche und versteckt sich hinter dem Pseudonym E. Wedi. Nicht lange danach taucht zum ersten Male der Dichtername der Königin, Carmen Sylva, unter dem sie weltberühmt wurde, in einem Buch auf, dem sie ein Geleitwort mitgibt: „An meine Heimat":

„Daß ich die schönste Heimat hab'
in deutschen Gau'n besessen,
das macht, daß ich sie bis zum Grab'
nun nimmer kann vergessen."

Treue zum Vaterlande ist einer der schönsten Züge der Königin, die bei ihrem Volke sich einer fast unvorstellbaren Beliebtheit erfreute. Der Schlüssel dafür, wie es kommen konnte, daß sie ein fremdes Volk so ganz für sich einnahm, liegt darin, daß sie mit nimmer ermüdendem Interesse für dieses Volk da war und ihm zu helfen suchte, wo sie nur irgend helfen konnte. Mit ihr kam für das rumänische Volk eine ganz neue Zeit, und die Kultur des Landes hat ihr Unendliches zu danken. „Regina, Mama Regina", nennt man sie.

Kinder und Enkel waren der Königin nicht beschieden, aber sie fand in ihrer Arbeit, die sie für andere leistete, die Befriedigung ihres Lebens.

Sie starb am 2. März 1916 an einer doppelseitigen Lungenentzündung.



Eine gute Nachricht (Hase — M.)

Gulasch das – Allerweltsgericht

Gulasch — schon der Name bringt die Verschiedenheit der Ländersitten zum Ausdruck. In Ungarn, der eigentlichen Heimat dieses Gerichtes, führt er den Namen „Gulyas", in Süddeutschland schreibt man meistens „Goulasch", die Norddeutschen schreiben und sagen eben „Gulasch".

Diesem Gulaschgericht ist wirklich oft nur der Name heilig, und die äußere Form der in große Würfel geschnittenen Fleischstücke in der dunklen, dicklichen Tunke. Es gibt auch „Gulasch", das aus einigen ausgekochten Fleischstücken in einer scharfen, dunkelbraunen Mehltunke besteht und stolz als „ungarischer Gulasch" angepriesen wird. Wer es verspeist, denkt an Ungarn, das Land, wo der Paprika blüht, nur mit Wehmut und spricht mit Goethe: „Nam' ist Schall und Rauch". —

Nein, von solchem Gulasch soll auch nicht die Rede sein. Dem Magiaren ist sein Gulyas nicht nur Magenfrage, sondern auch Herzens- und Ehrensache, ein Nationalsymbol mit Zigeunermusik, Tokayer und Paprikaspeck.

Die Zubereitung des Gulasch ist ungefähr die gleiche, nur die verschiedenen Zutaten geben die Variationen über das Thema Fleisch — Fett — Zwiebel — Paprika. Mit dem in kleine Würfel geschnittenen Speck werden die möglichst feingeschnittenen Zwiebeln weich gedünstet. Je mehr Zwiebeln man nimmt, desto besser und „echter" wird das Gulasch; in Ungarn nimmt man sogar Fleisch und Zwiebeln zu gleichen Teilen.

Wenn die Zwiebeln schön goldgelb gedünstet sind, gibt man das Fleisch mit Salz, Paprika und etwas Kümmel dazu, läßt es anbraten und dann mit Wasser oder Fleischbrühe weichdünsten.

Nimmt man verschiedene Fleischsorten zusammen und etwas Knoblauch dazu, hat man „Zigeunergulasch", gibt man zu halbweichem Rindfleisch rohe, würfelig geschnittene Kartoffeln und beim Anrichten eine in Scheiben geschnittene Salzgurke dazu, so nennt sich das Gericht „Debreziner Gulasch". Mehr bekannt ist das Szegediner Gulasch, das aus Schweinefleischstücken besteht, die mit kurz eingekochtem Sauerkohl und mit Salzkartoffeln vermischt sind.

Das eigentliche ungarische Gulasch aber ist Schöpsen- oder Hammelfleischgulasch. Wenn das Fleisch halbweich ist, werden würfelig geschnittene rohe Kartoffeln dazu getan, und vor dem Anrichten wird die Tunke mit etwas Sahne oder mit Tomatenpüree aufgekocht. Das echte Gulasch muß scharf mit Knoblauch und Paprika gewürzt sein und wird besonders von trinklustigen Leuten bevorzugt. Bo.

Backwerk, ohne Eier zubereitet

Mandelstangen. ½ Pfund Weizenmehl mischt man mit 1 gestrichenen Teelöffel Backpulver, 50 Gramm Zucker, 7 Eßlöffel Milch, 100 Gramm Butter, 100 Gramm abgezogenen geriebenen Mandeln, knetet den Teig gut durch, rollt ihn ¼ Zentimeter dick aus, schneidet fingerbreite und fingerlange Streifen daraus und backt diese bei guter Mittelhitze in etwa 15 Minuten hellgelb. Man kann sie dann mit Puderzucker bestreuen.

*

Einfacher Napfkuchen. Man rührt ¼ Pfund Butter zu Sahne, fügt 1 Prise Salz, 200 Gramm Zucker, ein wenig Mandelaroma hinzu und rührt den Teig schaumig. Hierauf gibt man allmählich 1 Pfund Mehl, das mit 1 Päckchen Backpulver gemischt wurde, und ¾ Liter Milch hinzu und füllt den Teig in eine gut mit Fett ausgestrichene Napfkuchenform, worauf man ihn bei guter Mittelhitze etwa eine Stunde backt.

Praktische Winke für Küche und Haus

Nicht zu heiß und nicht zu kalt

Will man die Zähne und auch den Magen gesund erhalten, so hüte man sich, zu kalte oder zu heiße Speisen oder Getränke auf den Tisch zu bringen. In dieser Hinsicht wird aber erfahrungsgemäß sehr häufig gesündigt, indem die dampfende Schüssel auf den Tisch gestellt wird. Die Kinder, die meist einen gesünderen Appetit entwickeln als die Erwachsenen, wollen dann oft keinen Moment mehr länger warten und essen die Speisen recht heiß und trinken womöglich kaltes Wasser darauf. Dadurch aber erhalten die Zähne sehr leicht Risse oder Sprünge, und bald stellen sich Zahnschmerzen oder andere Beschwerden ein. Daß auch der Magen darunter leidet, liegt auf der Hand.

*

Fettflecke — wie sind sie zu entfernen?

Das Entfernen von Fettflecken aus Tischtüchern oder Kleidungsstücken ist verhältnismäßig einfach durchzuführen. Man bestreut dieselben zunächst mit Kalkpulver. Dann werden die Flecken mit Papier bedeckt, und darauf setzt man ein mäßig warmes Eisen, das man solange darauf läßt, bis es kalt ist. Es ist darauf zu achten, daß das Eisen nicht zu heiß ist, um den Stoff zu sengen oder seine Farbe zu verändern. Will der Fettfleck nicht weichen, streut man mehr Kalk auf, erhitzt das Eisen von neuem und stellt es darauf. Dieses Verfahren wird so lange wiederholt, bis der Fleck vollständig verschwunden ist.

*

Gegen nächtliches Herzklopfen

Gegen nächtliches Herzklopfen wird Zuckerwasser mit Zitronensaft beruhigend wirken. Auch wendet man gern Melissen an, die, nachdem sie mit Rosenwasser angefeuchtet sind, zerstoßen auf die Herzgegend gelegt werden. Die nervöse Unruhe wird durch den milden Schweiß, der sich bald entwickelt, beseitigt; und es tritt wohltuender Schlaf ein.

*

Wattierte Bettdecken zu waschen

Eine wattierte Decke weicht man einen Tag in kaltem Wasser, welches man zuweilen erneuert, ein und reinigt dieselbe, wenn der Staub ausgezogen ist, auf einem Tisch mit der Bürste und kalter, recht fetter Seifenlauge. Ist die Decke allenthalben gründlich abgeseift, so staucht man sie in einem Faß mit Wasser tüchtig aus, spült sie in frischem Wasser, was man mehrmals erneuert, recht klar, läßt die Decke von zwei Personen recht trocken auswringen und dann glatt ausschlagen. Letzteres läßt man wiederholen, bevor sie trocken ist.

*

Wie löst man Kesselstein?

Manche Hausfrauen wissen sich keinen Rat, wie sie Kesselstein aus Teekesseln und dergleichen Gefäßen entfernen sollen. Das ist dabei sehr einfach. Man braucht nur eine Mischung von einem Teil Salzsäure und zwei Teilen Wasser in den betreffenden Kessel zu gießen und darin hin- und herschütteln. Diese Salzsäure geht mit dem Kesselstein, der nichts anderes ist als der Kalk im Wasser, eine Verbindung ein und löst letzteren dadurch ab. Ein sorgfältiges Nachspülen des Kessels bezw. des Geschirrs mit heißem und kaltem Wasser darf nicht übersehen werden. Daß beim Gebrauch von Salzsäure Vorsicht beobachtet werden muß, ist selbstverständlich.

*

Wie reinigt man Wachstuchdecken?

Wachstuchdecken können gut mit lauwarmem Wasser gereinigt werden. Man spüle aber mit klarem Wasser nach und reibe mit einem recht weichen Tuch trocken. Einzelne Fleckenstellen reibe man mit etwas Benzin ab.



Mutters Stolz: Der Jungvolktrompeter (Scherl — M.)

Freude ~ Humor ~ Raten

Karnevals-Erinnerungen!

Die Maske Lohengrin oder: Herr Müller in der Ritterrüstung

Krause hatte sich mächtig darauf gefreut, mit Frau und Tochter auf den Maskenball zu gehen; und zwar schon aus dem Grunde, weil seine sämtlichen Kegelbrüder auch zu dieser Festivität erscheinen wollten.

Und wahrscheinlich hätte er sich dort auch prächtig unterhalten, wenn er überhaupt hingekommen wäre.

Verschiedene widrige Umstände haben dies nämlich verhindert, so daß Krause mit einem Bauch voll Zorn zu Hause bleiben und kalte Kompressen machen mußte.

Sich selbst gab er natürlich keinerlei Schuld, sondern nur der armen Minna, die es, genau betrachtet, doch nur gut gemeint hatte.

Aber — man muß das hübsch der Reihe nach erzählen.

Krause, nicht nur Kegelbruder, sondern auch Theaterfreund, war auf die etwas merkwürdige Idee verfallen, sich der staunenden Mitwelt als Lohengrin zu zeigen.

Das wäre ja nun nicht weiter gefährlich gewesen, nur hätte er immerhin bedenken müssen, daß eine gewisse Uebung dazu gehört, mit einer Ritterrüstung und einem riesigen Schlachtschwert in einer Kleinwohnung einherzustolzieren.

Das hat er aber völlig außer acht gelassen. Als nun kurz vorm Aufbruch — das Auto wartete sogar schon vor der Türe — die Eintrittskarten verschwunden waren, war er derjenige, welcher fast die ganze Wohnung auf den Kopf stellte, um die Karten schnellstens herbeizuschaffen.

Gefunden hat er sie natürlich nicht, dafür aber das Vertikow mit sämtlichen Nippessachen umgeworfen, mit dem Schwertgriff die Tischdecke heruntergezogen, und als er verzweifelt einen Halt suchte, auch noch das Glas mit den Goldfischen auf den Erdboden befördert.

Leider war der Bums so stark, daß es infolge der unliebsamen Behandlung in tausend Stücke zersplitterte und die verängstigten Fische in der Stube umhersprangen.

Bei dieser Gelegenheit landete ein Fisch aus irgendwelchen unerklärlichen Gründen in dem eisernen Panzer, so daß Krause unter den Rufen „Hu!" und „Ha!" einen förmlichen Veitstanz aufzuführen begann.

Während Frau und Tochter bemüht waren, die andern Fische vom Boden aufzuklauben, um sie ihrem ursprünglichen Element zurückzugeben und behufs dessen rausrannten und einen mit Wasser gefüllten Eimer herangeschleppt hatten, war Minna eifrigst bemüht, Herrn Krause von seinem Panzer zu befreien.

Das ging aber leider nicht so schnell, und so suchte denn der arme, unglückliche Fisch verzweifelt nach einem Ausweg und vollführte in seinem Gefängnis bestimmt solche tollen Sprünge wie der kitzlige Herr Krause.

Zu allem Unglück hatte sich an dem Panzer anscheinend eine Schraube verbogen, denn Minna bekam trotz eifrigster Anstrengungen den „eisernen Ofen", nicht herunter.

Auch Frau Krause und Tochter bemühten sich vergebens, allerdings war deren Tätigkeit weniger zu schätzen, denn sie verkniffen sich nur mit größter Gewalt das Lachen!

Die resolute Minna sah jedenfalls keinen anderen Ausweg, lief in die Küche und holte einen Büchsenöffner und einen großen Hammer.

Und mit besagtem Hammer schickte sie sich gerade an, einen gewaltigen Schlag auf die widerspenstige Schraube zu landen, als Herr Krause infolge einer neuen Verrenkung im ungünstigsten Augenblick seinen Kopf dazwischenhielt.

So bekam er denn also ein fürchterliches Dings versetzt, daß er der Meinung war, Ostern und Pfingsten falle auf den berühmten einen Tag.

Das Ergebnis waren ein schrecklicher „Brüll" und eine Riesenbeule!

Auf dem Maskenball konnte er sich mit dieser verunstalteten Stirn unter keinen Umständen sehen lassen.

Nachdem dieses Unglück geschehen war, lockerte sich die Schraube ganz von selbst und der Goldfisch sprang mit einem eleganten Satz in den Eimer, wo er seinen Gefährten von seinem eigenartigen Abenteuer berichtete.

Krause ist auf keinen Maskenball gekommen..

Arno Sommerfeld

Aufgeschnappte Gespräche

Die Faschingsbraut war wunderschön.
Und nett war sie außerdem.
„Soll ich dir morgen den Frühling zeigen, Liebster?"
„Zeig ihn mir, Liebste!"
Am nächsten Tag trafen sie sich.
Die Braut führte ihn zu ihrer Modistin.
Vor einem Hut mit Kirschen für fünfzig Mark blieb sie stehen.
„Du wolltest mir doch den Frühling zeigen, Liebste?", sagte der Mann erschrocken.
Sie wies auf den Hut.
„Hier ist er — hier gibt es sogar schon Kirschen."

*

Aus Faschingsträumen erwacht man oft verloren und verlobt.

Die Braut schmiegte sich an ihn.
„Wirst du mich auch bestimmt heiraten, Goldiger?"
„Bestimmt Goldiges!"
„Dann mußt du aber das Trinken aufgeben, Goldiger!"
„Und rauchen darf mein Goldiger auch nicht mehr!"
„Nein Goldiges."
„Und das Kartenspielen muß mein Goldiger auch aufgeben!"
„Ja, Goldiges."
„Und das Alleinausgehen mußt du aufgeben, Goldiger."
„Ja, Goldiges."
„Und deine bösen Freunde mußt du aufgeben, Goldiger."
„Ja, Goldiges. Ich gebe sogar noch etwas auf. Schon heute."
„Was denn, Goldiger."
„Den Gedanken, dich zu heiraten!"

*

Marianne sah einen gewissen Erich wieder.
„Erinnern Sie sich noch, Fräulein?"
„Und ob, Herr Erich," sagte Marianne, „jeden Morgen muß ich an unseren letzten Tanz denken."
„Wirklich?"
„Ja — wenn ich im Schrank meine zerkratzten neuen Lackschuhe sehe, auf die Sie mir damals immer getrampelt sind."

*

Der Dicke saß am Weintisch.
Eine Maske tanzte vorüber.
„Setz dich auf mein Knie, Kleine!", brüllte der Dicke vergnügt.
„Ich kann nicht."
„Warum nicht?"
„Weil auf deinem Knie schon dein Bauch sitzt!"

*

Der Sentimentale schwärmte:
„Ohne Sie ist mein Leben eine Wüste!"
Das Mädchen meinte sachlich:
„Deswegen müssen Sie noch lange nicht mit mir wie ein Kamel tanzen!"

*

Ein Walzer erklang.
Der Mann seufzte. Das Mädchen seufzte.
„Darf ich Sie mit Ihrem Vornamen nennen, Marianne?"
Das Mädchen nickte:
Gern. Wenn Sie mir gestatten, mich mit Ihrem Familiennamen zu nennen.

*

Dreimal hatte sie mit ihm getanzt.
Dreimal hatte ihr Herz höher geschlagen.
Sie kam stolz zu ihrer Freundin:
„Hast du ihn gesehen?"
„Ja."
„Dreimal tanzte er mit mir."
„Ich weiß. Ich kenne ihn."
„Du kennst ihn, den Herrlichen?"
„Ja. Ich kenne ihn und seine Frau."

*

Auch vom Fasching geht man einmal nach Hause.
Oft führt der Weg im Zickzack.
Bruno schwankt heim.
Bruno kommt an einem Haus vorüber, nacht drei Uhr.
Vor dem Haus hängt ein Schild:
„Unterricht in fremden Sprachen."
Bruno bleibt stehen.
Bruno beguckt sich das Schild.
„Komisch," sagt er dann und schüttelt den Kopf, — „jetzt — nachts — um die Zeit?"

*

Und dann kommen die schönen Erinnerungen an den Fasching.
Sie halten oft Jahre vor.
„Als mein Junge geboren wurde — es war drei Uhr nachts — kam ich gerade vom Fasching mit einem Mordsrausch heim!"
Der Freund schüttelte den Kopf:
„Da wird der Kleine eine schöne Meinung von dir bekommen haben."

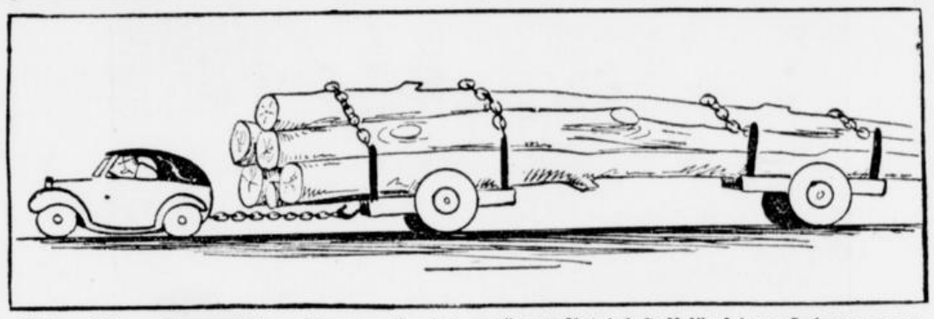
Protzig

„Ich habe so viele Bücher, daß ich ein ganzes Haus brauchte, um sie aufzustellen."
„Bei mir ist es gerade umgekehrt. Ich habe so viele Häuser, daß ich ein ganzes Buch brauchte, um sie aufzuschreiben."

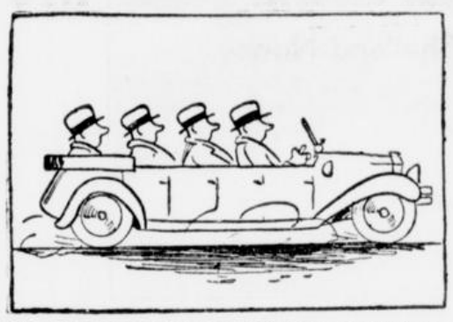
Nicht verlegen

Dieses Bett stammt von Ludwig XVI. und wurde von ihm selbst benutzt."
„Aber der Stil ist doch viel älter."
„Möglich. Vielleicht hat er es auch alt gekauft."

Gedanken eines Zeichners auf der Automobilausstellung



Diesem Mann kann nichts passieren. Er hat genügend Betriebsstoff für seinen Holzgaswagenmotor. Die Säge liegt im Werkzeugkasten. (Zeichnungen Sturzkopf, Scherl — M.)



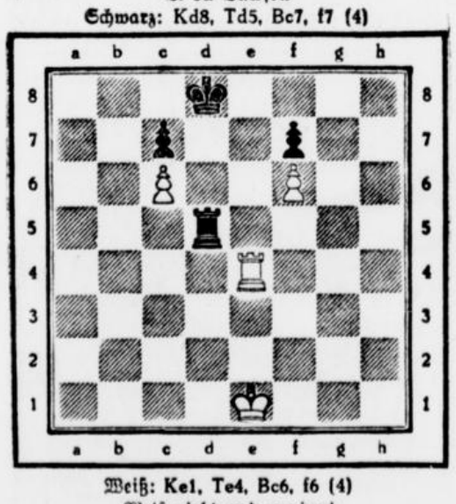
Für Bobfahrer ist dieses Modell ganz besonders zu empfehlen.



Wer so auf Langstreckenfahrt geht, braucht keine Pannen zu fürchten.

SCHACH

L. A. Dawson
Schwarz: Kd8, Td5, Bc7, f7 (4)



Weiß: Ke1, Te4, Bc6, f6 (4)
Weiß zieht und gewinnt

Bücherrätsel



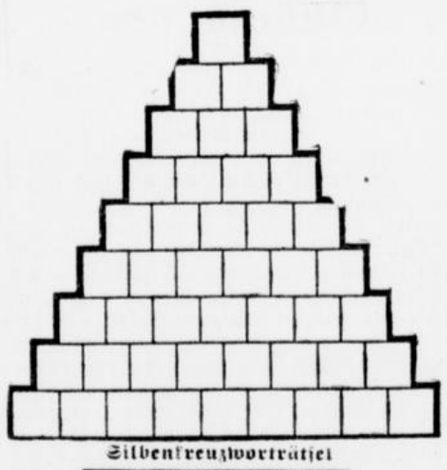
Obenstehende Bibliothek ist in Unordnung geraten. Sie sollen nun die einzelnen Bände, von denen jeder Band einen Buchstaben sowohl aus dem Namen des Werkes als auch des Schriftstellers enthält, so anordnen, daß in der geordneten Bücherreihe der richtige Name des Werkes und des Schriftstellers erscheint.

Bilderrätsel

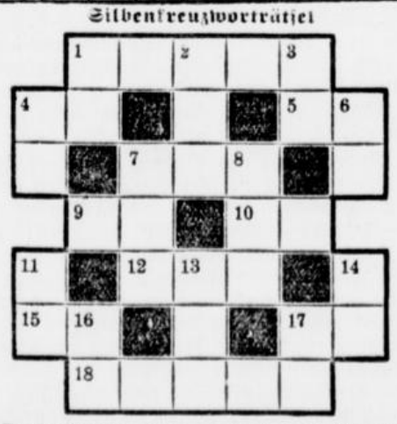


Rätselpyramide

Durch Hinzufügung eines neuen Buchstabens und Umstellung der vorhandenen Buchstaben entstehen neue Wörter folgender Bedeutung: 1. Konsonant. 2. französische Insel. 3. Wild. 4. bewaffnete Macht. 5. Wahrsager. 6. Schneidewerkzeug. 7. laute Rufe (Mehrzahl). 8. Kriegsgewinnler. 9. Büroangestellter.



Silbenkreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter
a) von links nach rechts: 1 afrikanischer Staat, 4 Stadt in der Oberpfalz, 5 Stimmlage, 7 Südfrucht 9 Stadt in Vorderindien, 10 Gefäß, 12 Oper von Verdi, 15 Gefäß, 17 landwirtschaftliches Gerät 18 Oper von Richard Strauß;
b) von oben nach unten: 1 Hafenstadt in Südarabien, 2 Stadt in Italien, 3 Haustier, 4 Stadt in Thüringen, 6 Himmelsrichtung, 7 brasilianischer Staat, 8 Staat der USA, 11 grausamer russischer Herrscher, 13 Heimat des Odysseus, 14 Alpenland, 16 römischer Kaiser, 17 Ehrengasse.

Auflösung aus voriger Nummer:

Schachaufgabe von S. Loyd

1. Dc2—b7 Tb2×b3 2. Db7—b1 matt; 1. ... Tb2—c2; 2. Db2×c2 matt; 1. ... Tb2—b2 (e2, f2, g2) 2. Db7—b1 matt; 1. ... Tb2—h2+ 2. Db7×h2 matt.

Silbenrätsel

1. Lehren, 2. Uebermut, 3. Einigkeit, 4. Geschenke, 5. ernten, 6. nachgeben, 7. Hochmut, 8. Anfang, 9. borgen, 10. ehrlich, 11 Neugier, 12. küssen, 13. Undank, 14. rosten, 15. zollfrei, 16. Eigenlob, 17. beten, 18. Entschuldigungen, 19. irren, 20. Not, 21. Ehre. — Lügen haben kurze Beine.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1 Mine, 5 Star, 9 Adel, 10 Joch, 11 Reef, 12 Ruhe, 13 Ger, 15 Lei, 16 Ham, 18 Radom, 20 Ewer, 22 Soda, 24 Tabu, 25 Eden, 26 Elen, 27 Leid — Senkrecht: 1 Margarete, 2 Idee, 3 Meer, 4 Elf, 5 Sir, 6 Toul, 7 Ache, 8 Rheinland, 14 Rad, 16 Harun, 17 Mosel, 18 Rebe, 19 Mode, 21 Wal, 23 Dei.

Auflösung des Bilderrätsels

Ein Narr macht viele.

Unterschied

Bolz zankt sich mit der Bolzen.
Die Bolzen belfert:
„Wenn man dir etwas sagt — geht es zu einem Ohr hinein und zum andern wieder hinaus!"
Bolz brummt:
„Und bei dir geht es zu beiden Ohren hinein und beim Mund wieder heraus!"

Stadtkreis Castrop-Rauxel

Castrop-Rauxel, 1. März 1936.

Kameraden der Arbeit!

Betriebsführer, Vertrauensräte und Amtswalter der DAF. sammeln für das Winterhilfswerk und nehmen damit den Abwehrkampf gegen Hunger und Kälte auf. Deutscher Arbeitskamerad der Faust und der Stirn, denke daran und gib nach deinen Kräften! Noch sind viele deutsche Volksgenossen der Hilfe dringend bedürftig. Wir alle sind einig in der Bekämpfung der noch herrschenden Not. Auch du sollst mithelfen!

Zeige, daß du Deutscher bist und opfere für deine deutschen Brüder und Schwestern!

Das WHW. ruft auch dich!

Jeder Arbeitskamerad trägt am Sonntag die Narzisse!

Friedrich Adolf Brummermann †

Wohl niemand von all denen, die am 19. Dezember die Eheleute Friedrich Adolf Brummermann und Frau Elisabeth geb. Weiter, Hochstraße 3, zur Goldenen Hochzeit beglückwünschten, mag geahnt haben, daß das Band, das das Jubelpaar 50 Jahre vereinte, schon sobald vom Schnitter Tod zertrennt werden würde. Und doch ist es leider so. Kaum zwei Monate hat der alte Oberpostschaffner Brummermann diesen schönen Ehrentag überleben sollen. Der Herr über Leben und Tod hat ihn jetzt in seinem 76. Lebensjahre heimgeholt.

Der Verstorbene wurde am 17. September 1861 zu Schötmar in Lippe geboren. Mit fünf Jahren Vollwaise geworden, mußte er schon früh auf eigenen Füßen stehen und als „Ostfrieslandgänger" und als Saisonarbeiter in den Ziegeleien sein Brot verdienen. 21 Jahre alt fand er Arbeit im Rheinisch-Westfälischen Industriegebiet, und zwar auf der Zeche „Rhein-Elbe" in Gelsenkirchen-Ueckendorf. Im Alter von 26 Jahren kam er zur Reichspost. 1895 wurde er nach Castrop versetzt, wo er zunächst in der Brief- und später in der Geldbestellung verwandt wurde, bis er im Jahre 1923 in den wohlverdienten Ruhestand trat.

Arbeitsamkeit, Rechtschaffenheit, Gottesfurcht und ein aufrechter deutscher Sinn waren die Leitsterne seines langen arbeitsreichen Lebens. Das Andenken an ihn wird bei allen, die ihn kennen und schätzen lernten, seinen Tod lange überdauern.

Drei weitere Silberjubilare auf der Zeche „Erin"

Im Monat Februar konnten wieder drei Jubilare der Arbeit auf der Zeche „Erin" verzeichnet werden. Es sind dies der Vorarbeiter in der Werkstatt für Preßluftwerkzeuge Ernst Schmidt, der Hauer Theodor Ziegenfuß und der Hauer Friedrich Kunzer. Alle drei sind als tüchtige Fachleute und fleißige Arbeiter bekannt und geschätzt. Ernst Schmidt diente aktiv von 1908—1910 beim Inf.-Regt. 57 in Wesel und machte den Weltkrieg von 1914—16 im Westen mit. Theodor Ziegenfuß stand aktiv bei den Metzer 130ern und wurde im Weltkriege bei Kämpfen im Osten und im Westen verwundet. Friedrich Kunzer wurde 1916 zur Marine eingezogen. Er war bis zum Kriegsende als Matrose auf der „Göben" in Konstantinopel und wurde mit dem eisernen türkischen Halbmond ausgezeichnet. Allen drei Jubilaren ein herzliches „Glück auf!" für ihren ferneren, hoffentlich noch recht langen und recht glücklichen Lebenslauf!

Vom Bergrevieramt

Bergrat Hentrich vom Bergrevier Castrop-Rauxel ist zum 1. März d. Js. in gleicher Eigenschaft an das Bergamt Saarbrücken-Ost versetzt worden.

Wackere Tat

Von einer wackeren Tat berichtet die Eriner Zechenzeitung vom 28. Februar. Es heißt dort:

„Am 6. vorigen Monats befuhr der Reviersteiger H. Stratmann mit dem Zellenobmann Ubachs — Erin — den Streb Flöz Gustav 1—3 Osten in seinem Revier. Der Streb wird von dem zur Wetterführung, Fahrung und Einbringung der Berge dienenden Ueberhauen nach der östlichen Seite schräg gesetzt. Dieses war bereits bis achtzehn Meter unterhalb des Ortes 3 geschehen. Infolge der verschiedenen Gleitfähigkeit des Versatzmaterials kommt es vor, daß sich dieses gelegentlich an dem Anfangspunkt der Rutsche festsetzt. Dieses war auch an diesem Tage der Fall. Im [illegible]en Teile des Ueberhauens hingen zwei eiserne [illegible]ahrten in einer Gesamtlänge von zehn Meter, die von Stratmann und Ubachs benutzt wurden. Die festsitzenden Berge reichten bis zwei Meter über das untere Ende der Fahrt. Bei der weiteren Befahrung gingen beide über die festsitzenden Berge weiter nach unten. Als Stratmann fast das Ende der festsitzenden Berge erreicht hatte, löste sich plötzlich ein Teil von diesen und Stratmann stürzte mit den abgehenden Bergen annähernd vier Meter senkrecht ab und rutschte dann mit diesen durch eine Rutschentour in den fast sechzehn Meter tieferliegenden Bergeverschlag. Ubachs, der in diesem Augenblick eine sichere Stellung inne hatte, erkannte blitzschnell die große Gefahr, in der Stratmann schwebte und stemmte sich mit seinem Körper, der eigenen Gefahr nicht achtend, gegen die nachdrückenden Bergemassen. Dies gelang ihm auch noch so lange, bis es dem verletzten Reviersteiger gelang, sich aus seiner gefahrvollen Lage zu befreien. Als Ubachs sich nicht mehr halten konnte, war die Gefahr für Stratmann, von den nachdrückenden Massen verschüttet zu werden, vorüber.

In Anerkennung dieser mutigen und kameradschaftlichen Tat sprach der Führer der Gefolgschaft dem Zellenobmann Ubachs seinen Dank aus und veranlaßte, daß Ubachs demnächst an einer „KdF."-Urlaubsreise auf Kosten der Gesellschaft teilnehmen kann."

Veranstaltungen am Heldengedenktag

Der Polizeipräsident weist darauf hin, daß laut Verordnung des Reichsministers des Innern vom 16. 3. 1934 am Heldengedenktag, 8. März 1936, verboten sind:

1. in Räumen mit Schankbetrieb musikalische Darbietungen jeder Art,
2. alle anderen der Unterhaltung dienenden öffentlichen Veranstaltungen, sofern sie nicht der diesem Tage entsprechende Charakter gewahrt ist.

Mündliche Reifeprüfung am Realgymnasium

Die mündliche Reifeprüfung am hiesigen Städtischen Realgymnasium beginnt am Montagmorgen unter dem Vorsitz des zum Kommissar der Regierung ernannten Studiendirektors Steffen.

Am Samstag fand bereits die Reifeprüfung im Turnen statt.

10 Jahre Bio-Verein Castrop-Rauxel

Am heutigen Sonntag begeht der hiesige Bio-Verein sein 10jähriges Bestehen. Unter zielstrebiger Leitung hat er sich aus kleinen Anfängen zu einer recht beachtlichen Vereinigung zur Pflege der biochemischen Heilweise entwickelt, der durch seine Aufklärungsvorträge und Sprechstunden zweifellos für die leidenden Volksgenossen segensreiche Wirkungen erzielen konnte. So kann der Verein denn am heutigen Tage voll Stolz auf seine bisherige Geschichte Rückschau halten.

Die offizielle Festfeier beginnt um 5 Uhr im großen Saale der Wirtschaft Richter; in ihrem Mittelpunkt steht neben der Ehrung der Jubilare die Ansprache des Bundesleiters oder seines Stellvertreters.

Das sich anschließende gemütliche Beisammensein steht unter dem Wahlspruch „Fröhlichkeit ist Trumpf". Für beste Unterhaltung werden die vier Kölner Fritz Knott als Ansager und Sänger eigener



Elegante FRÜHJAHRS-Stoffe

Einfarbige
Seidenstoffe

Biesen-Cloqué
aus feiner Mattkunstseide, Ton in Ton gestreift, in neuen Frühjahrsfarben wie fliegerblau, resedgrün, terra usw., ca 95 cm breit, für hübsche Blusen und Kleider . . . . . Meter **2.90**

Crêpe Ophir
neuartiges Mattgewebe mit feinen Flammenkrepp-Effekten, gute kunstseidene Qualität, ca 95 cm breit, in feinen Farben, für vornehme Nachmittagskleider und Complets . Meter **4.50**

Cloqué-Montaral
ein eleganter plastischer Modestoff aus feiner Kunstseide, ca 95 cm breit, in neuen Modefarben, wie javagrün, rosenholz, fliegerblau, terra usw. für das vornehme Straßenkleid . . Meter **5.90**

Crêpe Ariadne
hochmodernes Fantasiegewebe aus gutem kunstseidenem Material, mit wirkungsvollen Glanz-Effekten, ca 95 cm breit, in feinen Pastellfarben, für elegante Blusen . . . . . Meter **7.75**

Gemusterte
Seidenstoffe

Mattkrepp-Druck
ein weichfallendes kunstseidenes Gewebe in moderner Musterung, ca 95 cm breit, für hübsche Frühjahrskleider . . . . . Meter **2.75**

Cloqué
eine aparte Neuheit aus feiner Kunstseide, in zweifarbiger Musterung auf pastellfarbigem Fond, ca 95 cm breit, für das vornehme Frühjahrskleid . . . . . Meter **4.30**

Crêpe Satin-Druck
in neuartiger Ausführung, mit wirkungsvoller Mattmusterung, für elegante Frühjahrskleider und Blusen, gutes kunstseidenes Gewebe, ca 95 cm breit . . . . . Meter **5.75**

Cotelé-Streifen
in moderner vielseitiger Ausmusterung, für fesche Sportkleider und Blusen, gutes kunstseidenes Erzeugnis, ca 95 cm breit . . . . . Meter **3.10**

Mantelstoffe

Engl. gem. Mantelstoff
strapazierfähige Ware für praktische Frühjahrsmäntel, ca 140 cm breit, in großer Musterauswahl . . . . Meter **4.75**

Shetland-Noppé
gute tragfähige Ware für Mäntel und Kostüme, in mehrfarbigen Melangen, mit farbigen Knoten-Effekten, ca 140 cm breit . . . . . Meter **5.00**

Mantelstoff
mit modernen aufgelegten Bouclé-Streifen, gute Qualität, ca 140 cm breit, in den neuesten Farbtönen, für solide Mäntel und Kostüme . . Meter **5.75**

Cloqué
gute weichfallende Ware, ca 140 cm breit; neuartige Ausmusterung in modischen Frühjahrsfarben . . . Meter **6.90**

Frisé
kräftiges Gewebe mit modischen Diagonal-Durchzügen, in holz, rost, grün, bleu, beige und marine, ca 140 cm breit, für neueste Mäntel und Kostüme . . . . . Meter **7.25**

Für Kostüme!
Nadelstreifen
gute haltbare Qualität, in schwarz/weiß und marine/weiß, ca 140 cm breit Meter **7.75**

Diagonal-Noppé
der neuzeitliche Stoff mit aparten Knoten-Effekten, ca 140 cm breit, für sportliche Kostüme und Mäntel, Meter **8.00**

Aparte Neuheit!
Kordel travers
das beliebte Ton in Ton gemusterte Gewebe mit modischen Stichelhaar-Effekten, ca 140 cm breit, für elegante Mäntel und Complets . . . . Meter **8.75**

Bruno-Vinzilla
Bruno's Mode-Album

Einfarbige
Kleiderstoffe

Cloqué
ca 130 cm breite, reinwollene Ware für gute Damenkleider, in fasan, seegrün, flaschengrün, rost, beige und anderen Frühjahrsfarben . . Meter **3.90**

Cloqué rayé
reinwollenes Gewebe, in sich gestreift, ca 130 cm breit, für vornehme Nachmittagskleider, in modischen Farben wie rost, beige, fasan, braun, moosgrün, sowie schwarz und marine Meter **4.50**

Fresco-Crêpe
ein weichfließender Modestoff aus reinwollenem Material, ca 130 cm breit, für gute Kleider und Complets, in allen hellen und dunklen Frühjahrsfarben, sowie auch in schwarz und marine . . . . . Meter **5.90**

Für elegante Frühjahrskleider, Mäntel u. Complets
Georgette-Cloqué
apartes Gewebe mit feinen Biesen- und Durchbruch-Effekten, in vornehmen Farben wie beige, sand, rehbraun, rost, bleu, nachtblau und mandel, ca 130 cm breit . . . . . Meter **7.50**

Gemusterte
Kleiderstoffe

Neuartige Streifen
modisches Fantasiegewebe in geschmackvollen, lebhaften Farbstellungen, ca 70 cm breit, für sportliche Kleider und Blusen . . . . . Meter **2.60**

Angora
für das elegante Frühjahrskleid, ca 130 cm breit, in stahlblau, bleu, mandel, koralle und beige . . . . . Meter **3.90**

Cloqué
der beliebte Modestoff für vornehme Uebergangskleider, ca 130 cm breit, in neuen aparten Melangen, wie bleu, lindgrün, karamell, beige u. fraise, Mtr. **6.75**

Georgette
aus gutem Material in neuesten Farbtönen, mit feinen Kordelstreifen, ca 130 cm breit, für vornehme Kleider und Complets . . . . . Meter **7.25**

DAS HAUS FÜR ALLE DIE GUT UND BILLIG KAUFEN WOLLEN

CRAMER & MEERMANN GMBH

Dortmund, Westenhellweg

Lieder, Willi Stuck als Humorist, August Schnitzler als Komiker und Karl Schmitz-Grön als „originelle Type" sorgen. Außerdem wird noch das Bio-Orchester mitwirken, um den Festgästen einige lustige und fröhliche Stunden zu bereiten.

Gemeiner „Bubenstreich"

Wie erinnerlich sein dürfte, führt die Wanderstrecke 4a des Sauerländischen Gebirgsvereins von Castrop-Rauxel (Altstadt) über Haus Bladenhorst, Horneburg, Küsberg, Gerneauelle, Flaesheim, Westrup zur Jugendherberge am Halterner Stausee.

Die Wegestrecke wurde s. Zt. unter Aufwendung beträchtlicher Opfer an Zeit und Geld durch Wegeschilder aus starkem Eisenblech gekennzeichnet, was von allen Wanderfreunden dankbar begrüßt wurde.

Eines dieser Wegeschilder, das an der sogenannten Nobelbahn stand, ist nun am Freitag nachmittag von freventlichen Bubenhänden mit Steinen beworfen worden bis es verbeult und verbogen herabfiel. Als Erwachsene erschienen, gaben die Burschen feige Fersengeld und verschwanden, so daß sie bisher leider noch nicht ermittelt werden konnten.

Dieser verwerfliche Vorfall gibt Veranlassung, die Wegeschilder aller Art erneut dem Schutze der Wanderer und Wegebenutzer zu empfehlen. Jeder muß dazu beitragen, daß die Vernichtung durch Bubenhände verhindert wird. Das beste Mittel wird eine an Ort und Stelle sogleich zu verabfolgende Portion ungebrannter Asche sein. Da die Eltern schadenersatzpflichtig gemacht werden können, tun sie gut, ihre Kinder vor der Vernichtung und Beschädigung fremden Gutes erneut zu warnen.

Wer will noch mit nach Leipzig?

Mit „Kraft durch Freude" zur Frühjahrsmesse

Bekanntlich startet ein Sonderzug der NSG. „Kraft durch Freude" des Gaues Westfalen-Süd am 7. März nach Leipzig. Bis zum 9. 3. haben unsere Arbeitskameraden Gelegenheit, in Leipzig Aufenthalt zu nehmen und die große weltbesprochene Frühjahrsmesse zu besuchen. An dem Fahrpreis von 18.30 RM. ist nicht nur die Fahrt, sondern auch die Verpflegung und Unterkunft, sowie die Eintrittskarte zur Technischen Messe eingeschlossen. Es können sich noch Teilnehmer melden. Nachstehend geben wir die Fahrpläne für die Hin- und Rückfahrt bekannt:

Hinfahrt am 7. März 1936 ab: Hagen Hbf. 8,18, Schwerte 8.35, Fröndenberg 8,54, Neheim-Hüsten 9,17, Arnsberg 9,31, Meschede 9,57, Bestwig 10,10, Brilon-Wald 10,39, an Leipzig 17,36 Uhr.

Rückfahrt am 9. März 1936 ab Leipzig 23,45, an Brilon-Wald 7,13, Bestwig 7,31, Meschede 7,42, Arnsberg 8,02, Neheim-Hüsten 8,14, Fröndenberg 8,34, Schwerte 8,53, Hagen 9,10 Uhr.

Meldungen umgehend Viktoriastraße 10.

Gendarmen können nicht Gemeinderäte werden

In einem Erlaß an die Landesregierungen usw. hebt der Reichsinnenminister hervor, daß nach § 23, Abs. 1, Nr. 2 der Deutschen Gemeindeordnung der Bürger eine ehrenamtliche Tätigkeit ablehnen könne, wenn er ein öffentliches Amt verwalte und die Anstellungsbehörde feststellt, daß die ehrenamtliche Tätigkeit mit seinen dienstlichen Pflichten nicht vereinbar ist. Eine solche Feststellung der Anstellungsbehörde sei nach der Ausführungsanweisung für die Gemeinde bindend. Auf Grund dessen stellt der Minister für die Gendarmerie-Beamten fest, daß ihre dienstliche Tätigkeit mit den Obliegenheiten eines Gemeinderates nicht vereinbar sei.

Unser Feuerlöschwesen im neuen Haushaltsplan

Die dritte Motorspritze kommt — Ausbau der Alarmanlagen — Schaffung weiterer Hydranten und von Feuerlöschteichen in den Außenbezirken

In einer längeren Abhandlung haben wir kürzlich auf die wesentlich höhere Bedeutung hingewiesen, die unsere Freiwilligen Feuerwehren im Dritten Reiche haben.

Das Feuerlöschwesen erfreut sich demzufolge auch in Castrop-Rauxel gegenüber früher, wie die Haushaltspläne der Stadt ausweisen, einer erheblich größeren amtlichen Förderung und finanziellen Unterstützung. So wurden für den genannten Zweck 1933 im ganzen 13 058 RM. ausgegeben. Diese Summe stieg im Jahre 1934 schon auf 25 324 RM. Im Jahre 1934 nahm der Beauftragte des Regierungspräsidenten für das Feuerlöschwesen zum Zwecke der Anerkennung der hiesigen Freiwilligen Feuerwehr eine Besichtigung der Wehr und des Feuerlöschwesens unserer Stadt vor. Bei dieser Gelegenheit wurden der weitere Ausbau und die weitere Ausrüstung der hiesigen Wehr, insbesondere auch die Beschaffung von 3 Motorspritzen, zur Bedingung gemacht. Je eine Motorspritze wurde in den Jahren 1934 und 1935 angeschafft; für die dritte sind die Mittel im Haushaltsplan für 1936 vorgesehen. Erfreulicherweise ist hierfür von dritter Seite eine Beihilfe von rund 2000 RM. zugesagt worden.

Während der Ansatz für Feuerlöschzwecke sich 1935 auf 30 100 RM belief, beträgt er im Haushaltsplan für 1936 36 500 RM. Diese Summe verteilt sich wie folgt:

1. Erstattung von Verwaltungsunkosten an die „Allgemeine Verwaltung" 2060 RM. (im Vorjahre 1494 RM.).

2. Besoldung der Kraftwagenführer der Motorspritzen einschl. Sozialversicherungsbeiträge: 5800 RM. (3000 RM.). — Die Einrichtung eines geregelten Feuerwehrwachdienstes machte die Einstellung eines zweiten Kraftwagenfahrers für die automobile Spritze des Löschzuges I (Altstadt) und damit die Erhöhung des Besoldungsaufwandes von 2800 RM. erforderlich.

3. Beschaffung und Unterhaltung der Feuerlöschgeräte, Uniformen und Ausrüstungsstücke: 14 000 RM. (12 000 RM.) — In dieser Summe ist ein Betrag von 100 RM. enthalten, der für die Inanspruchnahme der Werkstatt des Fuhrparkes zu erstatten ist

4. Versicherungsbeiträge (Haftpflicht, Unfall usw.): 2200 RM. (wie im Vorjahre). Hierin ist der an die Feuerwehrhilfskasse zu zahlende Jahresbeitrag von 1700 RM. enthalten.

5. Erneuerungsrücklage für Feuerlöschgeräte: 3000 RM. (wie im Vorjahre). Erstmalig 1934: 6000 RM.

6. Unterhaltung der Alarmanlagen: 500 RM. (wie im Vorjahre). Der notwendige Ausbau der Alarmanlagen gestattete keine Ermäßigung des vorjährigen Ansatzes. (1934: 324 RM., 1933: 194 RM.).

7. Bauliche Unterhaltung der Spritzenhäuser, Reinigung, sowie Licht- u. Wasserverbrauch: 1200 RM. (wie im Vorjahre). — In den letzten Jahren sind — so heißt es in den Erläuterungen zum Haushaltsplan — nur die allerdringlichsten Reparaturen durchgeführt worden. Es müssen daher im neuen Jahre längst notwendige Arbeiten zur Erhaltung der Spritzenhäuser vorgenommen werden. Der vorjährige Ansatz muß daher beibehalten werden.

8. Unterhaltung und Ergänzung der Hydranten und sonstiger Wasserentnahmestellen sowie der Hydrantenschilder: 2000 RM. (1935: 1200 RM., 1934: 385 RM.). — Zur Erzielung wirksamer Löschhilfe ist die Anlage weiterer Löschhydranten und von Löchterchen in den Außenbezirken unbedingt erforderlich.

9. Hilfeleistung bei Bränden, Fahren der Brandspritze und für Feuerwachen: 300 RM. (1935: 500 RM., 1934: 16 RM.).

10. Beitrag zum Provinzialfeuerwehrverband: 300 RM. (400 RM.).

11. Kosten der Feuerschau: 300 RM. (400 RM.). — Die Ermäßigung ist nach den Rechnungsergebnissen der letzten Jahre gerechtfertigt.

12. Zuschuß an den Kreisfeuerwehrverband: 2000 RM. (wie im Vorjahre). — Der Betrag ist bei der vorjährigen Etatsberatung mit der Regierung vereinbart worden.

13. Erstattung für Mitbeheizung des Feuerwehrgerätehauses an der Leonhardstraße 250 RM. (wie im Vorjahre).

14. Verzinsung und Tilgung der für Beschaffung des Motorlöschzuges und der Alarmvorrichtung aufgenommenen Anleihe: 2510 RM. 1829 RM. sind für die Verzinsung und 681 RM. für die Tilgung bestimmt. (Im Vorjahre 1875 RM.). Die Erhöhung ist durch die ab 1. 10. 1936 eintretende Tilgung bedingt.

Zur Abrundung des Haushaltsplanes für das Feuerlöschwesen sind 1936 für „Unvorhergesehenes" 30 RM. eingesetzt.

Das zweite WHW.-Konzert des Reichssenders Köln

Da der erste Wunschabend, den der Reichssender Köln für das Winterhilfswerk veranstaltete, eine solche Menge von Wünschen brachte, daß es unmöglich war, sie in einer Darbietung zu erfüllen, sah sich der Intendant veranlaßt, einen zweiten Abend durchzuführen. Am 7. März werden wieder die Wünsche aus der Hörerschaft erfüllt werden. Es wird wieder eine große bunte, abwechselungsreiche Veranstaltung werden, die sicherlich ebenso begeistert aufgenommen wird, wie die erste Sendung dieser Art. Die Beteiligung ist wieder ganz ausgezeichnet. Aus allen Teilen des Sendegebietes laufen täglich neue Wünsche ein. Wer noch etwas auf dem Herzen hat, kann sich an den Rundfunk wenden, der immer noch Wünsche entgegennimmt.

Am 7. März von 20.10 bis 24.00 Uhr läuft die große Sendung: „Wer spendet, darf sich was wünschen!" Alle Künstler des Reichssenders Köln wirken mit.

Letzter Sonntag der Ausstellung „Westfälischer Blaudruck"

Dortmund. Im Städtischen Kunst- und Gewerbemuseum am Ostwall befindet sich seit mehreren Wochen die Ausstellung „Westfälischer Blaudruck". Sie zeigt die schönsten Stücke dieses alten westfälischen Kunsthandwerkes, dazu die Werkstatt eines westfälischen Blaufärbers und die großen dazu gehörigen hölzernen Maschinen. Weiterhin umfaßt die Ausstellung Arbeiten westfälischer Blaufärber der Gegenwart, unter denen besonders der große Vorhang des Stadttheaters in Münster zu nennen ist, der das größte überhaupt vorhandene Blaudruckwerk darstellt. Die Ausstellung ist am Sonntag, dem 1. März, von 10 bis 13 Uhr und von 16 bis 18 Uhr geöffnet.

Beachtet

und benutzt die in den Straßen und Anlagen aufgestellten Papierkörbe

Bevor Sie eine **Wasch- oder Wringmaschine** kaufen, besichtigen Sie bittte unverbindlich unsere

Riesen-Auswahl von 200 Stück

Handwaschmaschinen	48.—	37.50	32.—
Wassermotoren	32.—	22.—	18.—
Wringer	19.50	14.50	10.50
Wassermotor-Waschmaschinen	75.—	64.—	53.—
Elektro-Waschmaschinen	150.—	135.—	110.—
Wäschepressen (kein Reißen, kein Zerren)			33.—
Kastenwagen	24.50	21.50	19.50

Bis 12 Monate Ziel

Annahme von Ehestandsdarlehen und Kinderbeihilfe.

Nur bei KAUFHAUS **Kirsch** CASTROP-R. Münsterstr. 21

Die sich demütigen, die erhöht der Herr. (Hiob 22, 29.)

Heute morgen um 4¾ Uhr nahm der Herr über Leben und Tod meinen lieben Mann, unseren guten, treuen Vater, Schwiegervater und Großvater, den

Oberpostschaffner i. R.

Friedrich Brummermann

im Alter von 74 Jahren zu sich in sein himmlisches Reich.

In tiefer Trauer namens der Hinterbliebenen

Elisabeth Brummermann geb. Winter

Castrop-Rauxel 1, Bochum und Holland, den 29. Februar 1936.

Die Beerdigung findet statt am Dienstag, dem 3. März 1936, nachmittags 4 Uhr, vom Sterbehause, Hochstraße 3, aus.

Hausandacht ½ Stunde vorher.

Sollte jemand aus Versehen keine besondere Nachricht erhalten haben, so diene diese als solche.

Das unschädliche Naturprodukt **NEDA-Früchtewürfel** mild und überzeugend wirkend — zur Verhütung von Darmträgheit

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern

Bestimmt zu haben:

Reformhaus „Eden"

Biesenkamp 2

Jedem der an **Flechten,** Hautausschlag leidet, teile ich gern kostenlos das einfache Mittel mit, durch welches schon Unzählige von jahrelangem Leiden oft in 14 Tagen (ohne Diät) vollständig befreit wurden. Heilm.-Vertrieb **Mag Müller** Görlitz, Schulstraße (Erhältl. i. d. Apoth.)

Wirb

für den „Stadtanzeiger für Castrop-R. u. Umgb."

denn seit über 60 Jahren setzt er sich für die Interessen Deiner engeren Heimat in besonderer Weise ein

Treue um Treue

Auto-Fahrschule A. Eichler

Castrop - Rauxel 1, Holzstraße 1

Ausbildung für alle Klassen.



für Ihre **Einrichtung** für Ihre **Empfangslage** alles finden Sie bei mir

Radio-Verheyen

Castrop, Marktstr. 16 Telefon 2410

Das Ansehen und Prüfen verpflichtet Sie zu nichts, wird aber Ihren Entschluß erleichtern

Volksempfänger

Anzahlung 7.25 Mk. Monatsrate 4.40 Mk.

Jeder **Rheumatismus-Gicht-Ischias-**Kranke würde mir dankb. sein, wenn er, wie sehr viele seiner Leidensgefährten, von seinen Schmerzen befreit wird. Meine Auskunft kostet und verpflichtet zu nichts. **Max Heissner, Berlin-Halensee 494 a** Pharmaz. Erzeugn.

Pianos, Flügel, neu — gebr., zur Miete. Gr. Auswahl. Zahlungserleichtrg. **Pianohaus Marks, Bochum,** Kais.-Wilhelmstr.

Ladenlokal, ca. 25 qm, mit 2 Zimmern, Nähe Bahnhof Rauxel, zu vermieten. (6 Schriftl. Angeb. unter **Nr. 596** an den Stadtanzeiger.

Rollschuhe kauft man bei **Kaller** Castrop-R. 1 Marktstr. 20.

4 Zimmer, evtl. auch **3 Zimmer mit 1 Ladenlokal,** in Castrop-R. 1, 2 od. 3, zu mieten gesucht. Schriftl. Angeb. m. Preisangabe unt. **Nr. 597** an d. Stadtanz. (11

Geld! Geld! Geld! braucht man nicht nur zum Kriegführen, sondern auch für den Kampf ums Dasein. Aber das Geld, das Sie für das **Inserieren im „Stadtanzeiger"** anlegen, bringt hundertfältige Frucht. Es vermehrt die Kundschaft und steigert den Umsatz.

Inserieren sichert Erfolg!

Große Auswahl in mod. elektr. *Beleuchtungskörpern* zu niedrigen Preisen bei **KIRSCH** Castrop Münsterstr. 21

Einfamilien-Haus

in Herne-Sodingen, best. aus 6 Zimmern, Küche mit Zubehör, Mansarde, Abstellk., heizb. Garage, 50 R. Gartenland, Zentralheizung, sofort zu vermieten. (2 Angeb. unt. **Nr. 594** an den Stadtanzeiger.

Warum alles allein machen?

Der kluge Kaufmann zieht bei der Werbung für sein Geschäft den Anzeigenteil der Ortszeitung zur Hilfe heran. Er weiß, daß die Zeitungsreklame die größte und schnellste Verbreitung findet. Dabei ist sie wirksamer und somit billiger als alle anderen Werbearten.

